

# HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINZ KINDERMANN

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER

UNTER MITWIRKUNG VON

Professor Dr. W. Bauer•Wien; Professor Dr. H. de Boor•Bern; Professor Dr. E. Ermatinger•Zürich; Professor Dr. J. von Farkas•Berlin; Professor Dr. W. Flemming•Rostock; Professor Dr. G. Gesemann•Prag; Dozent Dr. W. Giese•Hamburg; Professor Dr. H. Gmelin•Kiel; Dr. H. Grellmann•Greifswald; Professor Dr. H. Gumbel•Frankfurt/M.; Professor Dr. E. Howald•Zürich; Professor Dr. W. Kirfel•Bonn; Staatsarchivar Dr. P. Kletler•Wien; Professor Dr. F. Koch•Berlin; Dozent Dr. O. Kressler•Bonn; Professor Dr. W. Mulertt•Halle a. S.; Professor Dr. H. Naumann•Bonn; Professor Dr. G. Neckel•Göttingen; Kustos Dr. H. Nevermann•Berlin; Professor Dr. H. H. Schaefer•Berlin; Professor Dr. E. Schmitt•Bonn; Professor Dr. F. Schönmann•Berlin; Professor Dr. F. Wild•Wien; Professor Dr. M. Winkler•Wien; Professor Dr. W. Wolf•Leipzig

## LIEFERUNG 47.

Die Kulturen Großbritanniens, der Vereinigten Staaten, Skandinaviens  
und der Niederlande. Heft 7.

(de Boor, Skandinavien)



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H. POTSDAM

HAARBRUCH DER  
KULTURGESCHICHTE

dup. Syst. St. U 50434

Wie die Aufgaben der Stadt einer zentralistisch regelnden Behandlung unterworfen wurden, so griff der Staat auch in die äußeren Schicksale der Stadt ein. Die radikalste Form ist die landesfürstliche Stadtschöpfung. Es ist ein kühner und für die Zeit bezeichnender Gedanke, daß die Stadt nicht nach organischen Bedürfnissen erwachsen, sondern einem königlichen Willensentschluß ihr Dasein verdanken soll. Soweit rein militärische Absichten in Betracht kommen, ist solche Stadtgründung schon S. 278 berührt worden und bei der stadtpolitischen Erschließung des hohen Nordens haben wir S. 279 die Gründungen Nordschwedens erwähnt. Doch auch darüber hinaus ist namentlich das 17. Jahrhun-



55. Plan von Göteborg. Die schnurgeraden Straßen, das tragende Kanalsystem und die modernen Festungsanlagen verraten die holländische Gründung des 17. Jahrhunderts.

dert die große Zeit der Städtegründung und des Städtebaues, der architektonischen Umgestaltung alter Stadtbilder nach einheitlichen Gesichtspunkten, der Verlegung alter Städte auf neuen Grund, der Neuerstehung von Städten aus dem Nichts. Es ist eine europäische Erscheinung; aber kaum irgendwo hat sie so viel zu bedeuten wie im stadtarmen Norden mit der geringen Entfaltung der mittelalterlichen Stadt. Von mittelalterlichen Resten ist mit Ausnahme einiger hanseatischer Bauten auf dem Gebiet des bürgerlichen Hauses so gut wie nichts erhalten. Das steinerne Stadthaus ist erst ganz langsam mit dem 16. Jahrhundert aufgekomen. Noch im 17. Jahrhundert ist ein Steinbau eine erwähnenswerte Seltenheit, und bis heute bleibt der Holzbau ein formendes Element, wenigstens der schwedischen und norwegischen Stadt. Der fürstliche Wille der großen Baukönige des 16. und 17. Jahrhunderts hat die „steinernen Stadt“ zuerst erdacht und in der Hauptstadt durchzuführen versucht. Sie sollte neben den fürstlichen Bauten den würdigen Rahmen um die Gestalt des Herrschers bilden. Die Stadt als architektonische Leistung wird uns daher noch zu beschäftigen haben.

Auch die Verlagerung der Stadt aus zentralistischem Willen geschieht im Norden nicht selten. Wir betrachten die beiden wichtigsten Beispiele: Göteborg und Christiania. Die Schicksale der älteren Vorläufer Göteborgs, Gamla- und Nya-Lödöse sind schon S. 226 geschildert. Die zentralistische Zeit, die den Wert der Ausfallpforte in die Nordsee erkannte, schob die Stadt noch weiter meerwärts. Karl IX. bestimmte den Platz unter dem Schutze der modernen Festung Älfsborg, dort, wo heute ein abseitiger Teil den Namen Gamlestaden (Altstadt) führt. Gustav Adolf endlich verlegte sie auf die heutige Stelle. Die eigene Kraft des Landes war dem Werke nicht gewachsen, daher zog der König die besten Meister des Städtebaues heran, die Holländer, zu denen sich viele Deutsche und auch Schotten gesellten. Der Grundriß der Stadt mit den noch bestehenden oder in Straßen verwandelten Kanälen zeigt bis heute deutlich das holländische Vorbild.

Fast gleichzeitig wurde das alte Oslo nach einem der zahlreichen Stadtbrände aus seiner bisherigen Lage — dem heutigen Stadtteil Gamleby — in seine neue, zu Füßen der Feste Akershus, verschoben. Hier gesellte sich zur zentralistischen Tat der zentralistische Name Christiania, der zugleich den Neugründer der



50434

Stadt ehren und die Eingliederung Norwegens in das dänische Doppelreich betonen sollte. Und so sind denn die vielen nordischen Städte mit den Königsnamen Christian und Frederik, Karl, Gustav und Kristina Zeugen der zentralistisch willkürlichen Stadtgestaltung.

Die tiefste und folgenreichste Umgestaltung dieser Zeit, die kirchliche, vollzog sich im Gegensatz zu den bisher behandelten Bezirken des Staates bereits im 16. Jahrhundert. So trat die Kirche in das umschwungreiche 17. Jahrhundert schon als fester Block ein, eindrucksvoll in ihrer Geschlossenheit, doch beängstigend in ihrer Starrheit inmitten lebensvollen Werdens. Das gibt ihr ihre Sicherheit, weckt aber gegen Ende des Jahrhunderts ein Gefühl des Leblosen und Veralteten.

Die neue Kirche übernahm in der organisatorischen Form sehr viel von der alten, schuf aber damit die innere Unklarheit, die in der heutigen Lage der protestantischen Kirche offenbar wird. Denn in der alten Kirche deckten sich Form und Gehalt bis ins einzelne. Ihre hierarchische Heraushebung aus allen weltlichen Umgrenzungen rechtfertigte sich aus ihrem Wesen als allverbindliche Heilseinrichtung, ihre Formenfülle aus der Mannigfaltigkeit magisch-sakramentaler Aufgaben. Ihre überweltliche Mission ließ dem Laien keinen anderen Platz als den des Empfangenden und Betreuten, ihre Gemeindebildung ist zwingende Kultgemeinschaft. Dem Staate konnte sie nur fordernd, niemals dienend gegenüberreten. Es ist ein Zeichen ihres Verfalls, daß spätmittelalterlich das Landesfürstentum Eingriffe in das Dasein der Kirche versuchen durfte. Im Norden sind nur in Dänemark unter den Oldenburgern Hans I. und Christian II. leise Ansätze dazu spürbar; im verwirrten Staatsleben Schwedens und Norwegens war umgekehrt die Kirche auch weltlich eine beherrschende Macht.

Die neue Kirche kam mit der ausgesprochenen Absicht, äußere Formen als widergöttlich zu zerschlagen und innere Gemeinschaft um einen einzigen unsichtbaren, aber unfehlbaren Mittelpunkt, das „Wort Gottes“, die „reine Lehre“ zu gründen. Form ist, grundsätzlich protestantisch gesehen, notwendiges Übel und kann darum von außen, von der Welt, vom Staate her mitbestimmt werden. Die Kirche gab ihren reichen Inhalt als Institution auf und wurde — ein magerer Ersatz — zu einer Lehr-, Verwaltungs- und Aufsichtsbehörde im Rahmen des zentralistischen Staates.

Der aus Auflehnung und Formsprengung geborene Protestantismus, der aus der Erbschaft der Kirche und aus der Staatsanschauung der Zeit dennoch bindende Formen annimmt — das ist Orthodoxie. Als die nur äußerlich zur Einheit gepreßten Kräfte von Form und Inhalt sich wieder aufspalten, tritt die Krisis der Orthodoxie ein, die in allen protestantischen Ländern bis heute fortwirkt.

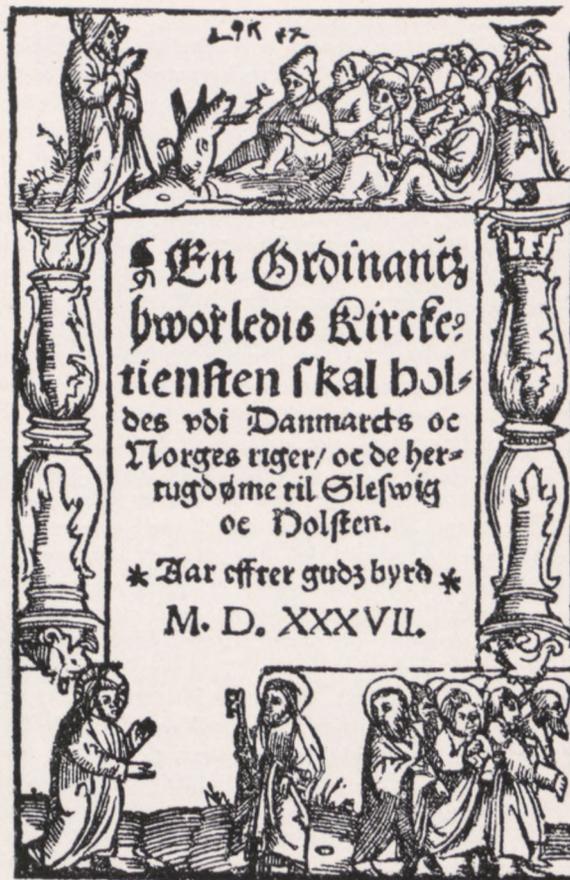
Die Frühgeschichte des Protestantismus hat zwei Phasen: den Aufruhr des Geistes und den notwendigen Abfall vom Geist in die Form. Sobald die Formsprengung zwangsläufig über den religiösen Bezirk hinausgriff und sich im sozialen Aufruhr entlud, mußten schon die Väter der Bewegung nach Ordnung und Verdämmung streben. Sie fanden dabei im Staate den natürlichen Bundesgenossen. Der Grundsatz: *cuius regio, eius religio* ist nur der schärfste Ausdruck staatlich zentralistischer Denkweise auf religiösem Gebiet, indem nicht nur die Kirche, sondern die Religion an die staatlichen Mächte ausgeliefert wird. Diese gemeineuropäische Erscheinung erhält ihre besondere skandinavische Note dadurch, daß hier die neuen Staatsgebilde, deren Schutz sich die Kirche anvertraute, selbst erst im Werden waren, ja an der früher und fester durchgeformten Kirche Halt fanden, statt ihn zu geben. Das erklärt die große Bedeutung der Kirche gerade im Norden, ihr Geltungsbewußtsein in und neben dem weltlichen Regiment und ihr Eingreifen in die politischen Verhältnisse.

Die Frühentwicklung des Protestantismus von einer Bewegung zu einer Organisation spielt sich namentlich in Dänemark mit vorbildlicher Deutlichkeit ab. Schon wenige Jahre nach Luthers erstem Auftreten rührt es sich im Bürgertum der Städte. Einzelne „Prädikanten“, meist Laien, werden jeder an seinem Ort und ohne feste Verbindung miteinander zum Munde der neuen Bewegung. Sie machen sich selbstherrlich

die gottesdienstlichen Einrichtungen zunutze, reißen die Massen bis zu Bilderstürmen, Mönchsverfolgungen und anderen Tumulten mit und finden sich nach Bedürfnis von Fall zu Fall zu gemeinsamem Auftreten zusammen. So wirkten seit 1526 Hans Tausen und Jörgen Sadolin in Viborg, seit 1527 Christian Skrok und Peder Laurentsen in Assens. Vor allem wurde Malmö früh ein Herd reformatorischer Bewegung mit Frans Wormordsen, Hans Spandemager und anderen als geistigen Führern, während in Kopenhagen der tüchtige Bischof Lage Urne die Bewegung bis zu seinem Tode (1529) niederhalten konnte. Vom Auslande her wirkten durch ihre Schriften Christians II. treue Anhänger Hans Mikkelsen und Christiern Pedersen. Die Könige Frederik I. und Christian III., persönlich der Reformation zugewandt, aber ihren tumultuarischen Ausbrüchen notwendig abgeneigt, konnten höchstens in ihren holsteinischen Landen, wo sie festen Fuß hatten, ihren reformatorischen Willen deutlich bekunden. Sobald aber Christian III. feststand, nahm er beiden Parteien die Zügel aus der Hand, übernahm die Leitung der Reformation und bog sie in bewußter Zusammenarbeit mit den neuen Lehrern ins Organisatorische um. Aber es ist charakteristisch, daß unter den ersten protestantischen Bischöfen die besten Köpfe der reformatorischen Bewegung, Tausen, Pedersen u. a. fehlten. Der führende Mann der neuen Kirche wurde vielmehr der junge Peder Palladius, 1503 geboren und somit schon der zweiten reformatorischen Generation zugehörig. Er war 1531—37 Luthers Schüler, lernte also bereits jenen Luther kennen, der seine Bewegung organisatorisch gegen die wilde Laienfrömmigkeit abgrenzte, den Staat zum Schutzherrn der Kirche machte und den protestantischen

Obrigkeitsbegriff voll entwickelt hatte. Schicksal und Form der dänischen Kirche wurden 1536 auf einer politischen Versammlung entschieden, wo die Krone zum materiellen Erben der Kirche, der Staat zu ihrem Schirmherren, ihre führenden Männer zu Beamten (Superintendenten) gemacht wurden. Die baldige Wiedereinführung des Bischofstitels änderte an ihrer Stellung nichts mehr. Dieselbe Versammlung arbeitete schon 1537 eine Kirchenordnanz aus, legte sie dem „Vater Dr. Martin Luther“ zur Begutachtung vor und vertraute sie nach nochmaliger Bearbeitung Bugenhagen, dem Sachverständigen in Landeskirchen, zur Durchführung an (Abb. 56).

Dem schwedischen Protestantismus fehlte, wie schon erwähnt, der durchbruchhafte Beginn. Von vornherein lenkte Gustav Vasa die kirchlichen Schicksale in reformatorischem Geiste, ohne den letzten Faden nach Rom abreißen zu lassen. Daher blieb die neue Kirche ohne feste Kirchenordnung. In Schweden entläßt sich der Gegensatz von Form und Geist vielmehr in dem Zusammenstoß zweier großer Einzelpersönlichkeiten, des Herrschers Gustav Vasa und des Reformators Olaus Petri, der — vermutlich ein Augen- und Ohrenzeuge von Luthers erstem Hervortreten — eine der geschlossenen, im besten Sinne evangelischen Persönlichkeiten der Reformation gewesen ist. Der Gegensatz entlud sich dramatisch in dem Hochverratsprozeß Gustavs gegen seine reformatorischen Helfer, die ihm nur als Werkzeug galten. Gegen Olaus Petri erhob der König den Vorwurf, daß er vieles vornehmen und reformieren wolle „hier im Regiment“, was sein Amt doch nicht fordere. Und in der Anklage gegen Laurentius Andreae wird unter anderem hervorgehoben, daß „Meister Lars behauptet habe, daß er mit seinem evangelischen Haufen so stark wäre wie seine Majestät“. Hier erkennt die zusammenfassende Staatsmacht instinktiv die formlösende Gefahr protestantischer Geistesart, selbst in ihren maßvollen, gebildeten Vertretern.



56. Titelblatt der dänischen Kirchenordnanz. Oben: Bergpredigt; unten: Aussendung der Jünger. Betonung des Predigeramtes in der Kirche.

Die schwedische Kirche behielt im wesentlichen die alte Form, insbesondere die Episkopalverfassung, die *successio apostolica* und die eigene, erzbischöfliche Spitze. Diese Kirche stärkte sich im Laufe des Jahrhunderts in der Abwehr gegenreformatorischer Vorstöße. Sie focht aber bereits als Kirche, nicht mehr als Bewegung diesen Kampf durch, der seine besondere Note dadurch erhält, daß die Krone selbst gegenreformatorische Ziele stützte. Johan III., Renaissancefürst und Geistesverwandter seiner Großnichte Kristina, bemühte sich um die Erfüllung der gesinnungshaft protestantischen Kirche mit der schönen Frömmigkeit katholischer Formen. So stimmte er zwar einer ersten protestantischen Kirchenordnung (1572) zu, ergänzte sie aber 1575 durch eine Ordonnanz mit stark katholisierender Gestaltung des Gottesdienstes und kämpfte sein Leben lang für die von ihm ausgearbeitete, kultisch betonte „Liturgie“. Darüber hinaus nahm er einen europäischen Gedanken, den Ausgleich der Bekenntnisse, auf und trat deswegen mit Rom in Unterhandlungen, ohne doch von den protestantischen Kernlehren etwas preisgeben zu wollen. Waren solche Versuche auch von vornherein hoffnungslos, so führten sie doch zu einem vom Könige geduldeten Auftreten jesuitischer Sendboten. Schon Johans liturgisch-kultische Neigung stieß auf den Widerstand der reinlehrigen Geistlichkeit, und dieser steigerte sich, als durch die Verbindung mit Polen die jesuitisch gegenreformatorische Tätigkeit politischen Auftrieb bekam. Dem Sohne Johans, dem polnischen Könige Sigismund, stellte die Kirche ihr Bekenntnis zur Augsburger Konfession entgegen, in deren Sinn sie sich auf der Kirchenversammlung von Uppsala (1593) ihre endgültige Form selber gab. Sie fand sich mit Gustav Vasas jüngstem Sohne, Karl IX., zusammen, der die Führung im geistlichen und politischen Kampfe gegen Sigismund übernahm und Staat und Kirche wieder zur Einheit zusammenfaßte. Die förmliche Absetzung Sigismunds 1599 bedeutete diesen Abschnitt der schwedischen Kirchengeschichte. Nur eine kleine polnisch-katholische Gruppe des rebellischen Hochadels hat von außen her noch eine Zeitlang eine hoffnungslose Propaganda betrieben, die, wie jede Emigrantentätigkeit, nach einiger Zeit machtlos von selbst erlosch.

Der Lehrgehalt der neuen Kirche bedarf keiner Darstellung; er stimmt völlig mit dem Lehrgebäude der deutschen Orthodoxie überein. Und wie in Deutschland wurde er von einer wissenschaftlichen Theologie verwaltet und ausgelegt. Eine neue Hierarchie löste sich, nicht auf Grund sakraler, sondern bildungsmäßiger Merkmale von der Laienwelt ab. Nach dem mächtigen Hervorberechen der Volkssprachen in der Reformationszeit kehrte die protestantische Theologie zu dem übervölkischen Latein zurück. Das theologische Buch und die höhere Schul- und Universitätsbildung sprachen auch im Norden bis ins 18. Jahrhundert fast ausschließlich lateinisch, ja, selbst die feierliche Predigt nimmt gelegentlich wieder das fremdsprachige Gewand an. So wurde bei den Krönungen Christians IV. und Frederiks III. lateinisch gepredigt. Die letzte, klare Zusammenfassung von Lehrmeinung, Lehrbuch und Kirchenordnung leistete dann wieder die Zeit des Absolutismus. Damit war die Kirche ein ebenbürtiger Teil des zentralistischen Staates geworden.

Doch liegt in der unbedingten Verbindlichkeit der Lehre die Sicherheit und Klarheit der Orthodoxie. Alle Abweichungen traf sie unerbittlich hart, und der Arm der weltlichen Gerechtigkeit stand ihr vorbehaltlos zur Verfügung. Nicht nur die „Schwärmgeisteri“ der frühen Reformationszeit, die übrigens im Norden nur spärlich auftrat, wurde so vernichtet und nicht nur der gemeine Mann in strenger Zucht gehalten. Der lutherische Kampf gegen die verhaßten Calvinisten machte auch vor höchststehenden Persönlichkeiten nicht Halt. Sogar ein so selbstbewußter Herrscher wie Karl IX. mußte seine calvinistischen Neigungen in seiner theologischen Fehde mit dem eifernden Erzbischof Abraham Angermannus sehr vorsichtig verfechten und begegnete dem stets wachen Mißtrauen der Orthodoxie. blieb hier verständlicherweise der König persönlich unangetastet, so wurden im dänischen Kryptocalvinistenstreit hochstehende, weltbedeutende Theologen sehr hart behandelt. Niels Hemmingsen, der bedeutendste Theologe der Kopenhagener Universität, Lehrer und Berater einer ganzen Generation dänischer Geistlicher, wurde wegen seiner Neigung zur calvinistisch symbolischen Auffassung des Abendmahls nicht nur zum Widerruf gezwungen, sondern trotz seiner Fügsamkeit des Lehramtes enthoben und aus der Hauptstadt verwiesen (1579). Das persönliche Eingreifen des Königs gegen Hemmingsen zeigt uns das Interesse des zentralistischen Staates an der Erhaltung der einheitlichen Lehre.

Der Kampf gegen die Kryptocalvinisten setzte sich in Dänemark ins 17. Jahrhundert fort, bis unter dem eifervollen Bischof Resen, dem Verfasser einer Schrift: *Lutherus triumphans*, die letzten Widerstände

mit Hilfe Christians IV. gebrochen wurden. Standen hier noch Lehrmeinungen im Kampfe, so verschob sich mit Holger Rosenkrands der Streit auf eine neue Ebene. Als Sohn einer der führenden Familien zu bedeutender politischer Stellung im Räte berufen und im Besitz der feinsten Bildung seiner Zeit, erhob sich in ihm von neuem die reformatorische Forderung der freien religiösen Persönlichkeit gegen das Vorwalten der Form. In seinem Bedürfnis nach persönlicher Verantwortung vor Gott und nach einem eigenen Verhältnis zur Schrift fühlte er sich mit Recht als wahrer Schüler Luthers, auf den er sich immer wieder berief. Als er aber öffentlich hervortrat, stieß er mit der zentralistischen Form in Kirche und Staat zusammen. Die theologische Zensur verhinderte den Druck seiner Schriften, Christian IV. versuchte ihn persönlich zum Widerruf zu zwingen, und nur die Rücksicht auf seine Familie und sein rechtzeitiger Tod (1642) haben ihn wohl vor einem härteren Schicksal bewahrt.

Noch gelang es also der orthodoxen Kirche, den Riß zwischen Form und Geist zu verdecken. Und eben mit der formalen Durchgestaltung der verbindlichen Lehre kam sie dem magischen Bedürfnis der breiten Schichten entgegen und gab ihnen den nötigen Ersatz für die Heilswirksamkeit der katholischen Kirche. Die Bibel selbst wurde magischer Gegenstand. Und frei durfte sich das magische Bedürfnis in der Auffassung des Bösen ausleben. Der Teufel in seiner dämonischen Handgreiflichkeit geht als Erbschaft in das protestantische Denken über. Laienfrömmigkeit und Laienpredigt des späten Mittelalters hatten in ihrem Drange nach begrifflicher Gegenständlichkeit aus dem urbösen Satan des großen Weltgeschehens eine überall gegenwärtige, in tausend Einzelteufelchen zerspaltene, gewissermaßen im Alltagskleide auftretende Ver-teufelung des Daseins gemacht. Dieser Höllenspuk war auch der Orthodoxie und noch mehr der durchschnittlichen Laienwelt bis tief ins 18. Jahrhundert eine scheußliche Wirklichkeit. Und je mehr die göttliche Seite kultisch-magischer Werte entkleidet wurde, um so mehr tobte sich das magische Bedürfnis in der Dämonie aus. Aushungerung des magischen Bedürfnisses ist ein Grund für die wilden Ausbrüche von Hexenwahn und Hexenverfolgung in den protestantischen Ländern. Der Norden macht darin keine Ausnahme.

Die alte Kirche war nicht nur Heilseinrichtung gewesen. Sie hatte in weitestem Maße die Aufgaben der sozialen Fürsorge, der Armen- und Krankenpflege erfüllt. Die materielle Grundlage dazu erhielt sie in ihrem ausgedehnten, sich immer erneuernden Besitz. Die Lehre von dem Wert der guten Werke hatte die Laienwelt diesen Aufgaben dienstbar gemacht. Jetzt harrten sie einer neuen Lösung. Sie blieben der neuen Kirche überlassen, aber nicht mehr als selbständige, sondern als staatlich beauftragte Aufgabe. Das reiche Kirchengut war, wie wir sahen, größtenteils der Krone zugefallen. Freilich sahen die Reformatoren damit zugleich die Pflicht der sozialen Hilfe an den Erben übergehen. Der dänische Rezeß von 1536 stellte die Pflicht der Krone zu dieser Verwendung des alten Kirchengutes ausdrücklich fest. Und in Schweden hatte Olaus Petri gerade mit dieser Forderung den Zorn Gustav Vasas gereizt; sie bildet einen der Hauptpunkte in seinem Hochverratsprozeß.

Die Hilfseinrichtungen der Kirche: Spitäler, Heiligeisthäuser und andere Stiftungen konnten als solche übernommen werden. Ihr Fortbestand war staatlicher Fürsorge und privater Stiftung anheimgegeben. Hilfe für Arme und Bedürftige wurde natürlich auch von der protestantischen Kanzel als Christenpflicht gepredigt, und es fehlte namentlich anfangs nicht an großen Stiftern. Aber es mangelte der Antrieb einer heilsmäßigen Verheißung, wenn man auch vermuten darf, daß die alte magische Bewertung des guten Werkes so manchen protestantischen Stifter bewußt oder unbewußt beherrscht hat. Im ganzen blieb Armen-, Kranken- und Alterspflege im protestantischen Staate eine nur schlecht gelöste Aufgabe. Die Versuche einer zentralistischen Lösung mit behördlicher Armenaufsicht, sauberlicher Aufteilung von Armen und Arbeitsunfähigen auf die zuständigen Gemeinden, behördlich überwachter Bettelei, merkantilistischer Ausnutzung der Kräfte in Armen-, Arbeits- und Waisenhäusern blieben seelisch ebenso unfruchtbar wie



57. Hexe erzeugt durch Ausgießen eines Zauberkessels Sturm. (Aus Olaus Magni a. a. O.)

praktisch unzulänglich. In allen Notzeiten brach das System vor der gestellten Aufgabe machtlos zusammen. Je weiter wir uns von den Hauptstädten entfernen und je mehr wir in die harten Lebensbedingungen des hohen Nordens hineinkommen (Nordnorwegen, Island), um so hilfloser ist der Mensch den Wirkungen von Krankheit und Naturkatastrophen ausgeliefert, um so lächerlicher die geringen Versuche von Staat und Kirche, Abhilfe zu schaffen.

Ebenso wesentlich wie die Liebestätigkeit ist die Bildungstätigkeit der alten Kirche. Gerade im Norden war sie ja mit ihren Kloster- und Stiftsschulen, ihren Studienanstalten und Bibliotheken, vor allem auch durch ihre Verbindung mit den führenden Bildungsstätten Europas die beherrschende Bildungsmacht gewesen. Hier erwuchs der protestantischen Kirche die Aufgabe der Umformung oder Neugestaltung. Humanistischer Geist ist im Norden kaum zu spüren und der allseitige Bildungsdrang der Renaissance, der den Norden spät aber mächtig erreichte, bewegte sich außerhalb der Kirche und darum außerhalb der Schule. Dagegen wurde von den Werten „Wort“ und „Lehre“ her ein erster Begriff allgemeinverbindlicher Bildung in protestantischem Geiste vorgedacht und durch ein zentralistisch geordnetes Schulsystem von der trivialen bis zur hohen Schule zu erreichen versucht. Erst spät im 17. Jahrhundert durchsetzten weltliche Bildungsbestrebungen dies kirchlich betonte Gefüge, ohne seinen Aufbau noch wesentlich zu ändern.

Die von den Reformatoren erstrebte Schule ist sehr deutlich aus der ältesten dänischen Schulordnung und aus dem Visitationsbuch des Bischofs Palladius zu entnehmen. Die „allgemeine Bildung“ wird durch die „Küsterlehre“ vermittelt, die alle Gemeindeglieder katechetisch in die einfachsten Tatsachen der protestantischen Glaubenslehre einzuführen hat. Die kirchlichen Oberhirten überzeugen sich von Ort zu Ort von den Erfolgen und greifen bei der Kirchenprüfung nötigenfalls mit sehr derben Maßregeln (Prügelstrafe, Übergießen mit kaltem Wasser, öffentliche Kirchenbuße) gegen die Säumigen ein. Darüber bauen sich die eigentlichen Schulen auf; zu unterst Stadtschulen und — im Anschluß an die alten Klöster — Landschulen, darüber die Kathedralschulen der Stifte und endlich die Universität. Ähnlich ist der Aufbau, den schließlich Gustav Adolf für Schweden durchgeführt hat. Palladius steckte der Schule hohe Ziele. Sie sollte aus den Tiefen des Volkes die Geistlichen, Bürgermeister, Ratsherren, Schreiber usw. heranbilden, die Staat und Kirche benötigen. Er dachte also die Schule als zentralistischen Brutplatz jener Schicht, die sich als die „Gebildeten“ vom „gemeinen Haufen“ abheben und Träger von Bildung und Staatsamt sein sollen. Diese Schicht war in Deutschland im 16. Jahrhundert schon vorhanden, und sicher stehen Palladius' langjährige deutsche Erfahrungen hinter seinem Plan. Allein der Norden war zunächst noch nicht vorbereitet, diese Schicht hervorzubringen. Sie trat erst seit Ende des 17. Jahrhunderts in dem gebildeten und erzogenen „Manne von Welt“ hervor und hatte ihre Wurzeln nicht mehr im protestantischen Bildungsbegriff. Die Schule des 16. Jahrhunderts mit ihrer lateinischen Bildungsgrundlage wurde vielmehr praktisch nur ein Hilfsmittel der Kirche und schuf den protestantischen Pfarrerstand, dessen Wert für das nordische Bildungsleben freilich kaum überschätzt werden kann. Der Schule fehlten materielle Grundlagen; sie war ein karges Brot für den Lehrer, ein entbehrungsreicher Weg ins geistliche Amt. Selbst die Kathedralschulen und Universitäten des Nordens sind bis tief ins 17. Jahrhundert hinein wesentlich Ausbildungsstätten künftiger Theologen gewesen.

Die alten Universitäten des Nordens, Kopenhagen (gegr. 1476) und Uppsala (gegr. 1477) reichen, wie die Gründungsjahre zeigen, bis in spätkatholische Zeit zurück. Sie gliedern sich dem Zuge der Nordostdeutschen Universitätsgründungen (Greifswald, Rostock) an, den sie nordwärts fortsetzen. Aber in den Wirren der Unionszeit blieb ihnen Interesse und Gedeihen versagt. Die Reformation trat hier eine magere Erbschaft an, mit der sie zunächst nicht viel anzufangen wußte. Nichts ist für die Stellung im 16. Jahrhundert bezeichnender als die Tatsache, daß gerade die eigentlichen Renaissancefürsten, Erich XIV. und Johann III. an der Universität Uppsala achtlos vorbeigingen, während ihr jüngerer Bruder, der protestantische Verwaltungskönig Karl IX. sie als ausgesprochen protestantische Hochschule neu privilegierte. Erst das 17. Jahrhundert hat die nordischen Universitäten aus dem rein theologischen Fahrwasser herausgeführt. Gustav Adolfs Fürsorge für das Schulwesen ließ in kurzer Folge zwischen 1623 und 1630 die Gymnasien von Västerås, Strängnäs, Linköping, Åbo, Dorpat und Reval entstehen, Lehranstalten, die in der Ausbildung ihrer Schüler mit der Universität wetteifern durften. Für Uppsala selbst ermöglichte Gustav Adolf den Neuaufbau als wirkliche Universität durch die neuen Statuten von 1621, die den Ausbau aller Fakultäten, wenn auch noch unter

Führung der Theologie, vorsahen, und durch die großartige Stiftung von 1624, die das wirtschaftliche Dasein der Universität als unabhängiger Körperschaft auf zwei Jahrhunderte sicherstellte. Ergänzt wurde diese Leistung durch Gründung und Ausbau der Bibliothek von Uppsala, in der ein großer Teil der literarischen Kriegsbeute aus Deutschland landete und die sich auch nach Gustav Adolfs Tode der großzügigen Förderung durch Kristina und ihren Günstling Magnus Gabriel de la Gardie erfreuen durfte. Damit griffen wirkliche Renaissancepersönlichkeiten in die Bildungsaufgaben des Landes ein. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts war Uppsala eine moderne Universität, fähig, wissenschaftliche Persönlichkeiten auszubilden und einen Stab von Lehrern zu halten, der Namen von europäischem Rufe aufweist. Die Gründung der Universität Lund im frisch eroberten Schonen (1660) ist ein Zeichen dafür, wie hoch man eine solche Kulturpropaganda nunmehr schätzte.

Ganz ähnlich verläuft die Entwicklung in Dänemark. Die reformatorische Reichsversammlung von 1536 nahm sich sofort der Universität an. Ihre Neuformung nach dem Vorbilde Wittenbergs gehörte zu den Aufgaben Bugenhagens; 1539 erhielt sie ihre neuen Privilegien. Sie blieb im ganzen 16. Jahrhundert theologische Bildungsanstalt. Fast im gleichen Jahr wie in Schweden vollzog sich in Dänemark unter Leitung des oben erwähnten Holger Rosenkrands die große Unterrichtsreform. Nach 1620 wurden die alten Stiftsschulen von Lund, Odense, Aarhus, Ripen und Drontheim zu Gymnasien umgebildet, 1623 die Ritterakademie Sorö mit der besonderen Aufgabe einer adligen Bildung unter persönlicher Leitung von Rosenkrands gegründet. Sie zeigt, wie sich der Schul- und Akademiebegriff jetzt von der rein theologischen Aufgabe befreite. Gleichzeitig wurde an der Universität die theologische Unterweisung vertieft, der Unterricht in den anderen Fakultäten erst eigentlich geschaffen. Nur stand Kopenhagen materiell weit unsicherer da als Uppsala und ist deshalb bis ins Ende des Jahrhunderts von dem Rückfall in bloß theologische Aufgaben bedroht. War auch im 17. Jahrhundert der Unterrichtsbetrieb noch mit mittelalterlicher Tradition belastet (Disputationswesen, lateinische Unterrichtssprache, Pennalismus), so war doch die Bahn für die neue, nicht mehr zentralistische Bildungsform im Unterrichtswesen gebrochen.

Die Entstehung des Begriffes einer allgemeinen Bildung wurde begleitet und zum Teil hervorgerufen durch die Technisierung des geistigen Umgangs, die man als „Verschriftlichung“ bezeichnen kann, und die der Technisierung des Kriegswesens ganz parallel läuft. Ihre deutlichste Erscheinung ist der Buchdruck. Er machte die Kunst des Lesens und Schreibens aus einem Besitz weniger Auserwählter zu einem immer weiter verbreiteten, zuletzt allgemein zugänglichen Gut. Doch veranlaßt er die Entwicklung nicht allein und ist nicht ihre einzige Erscheinungsform. Auch das eigentliche Schreiben gewinnt eine erhöhte Bedeutung, indem es in Kreise eindringt, die es früher nicht pflegten, und indem es in einem früher unbekanntem Umfange verwendet wird. Die alte Form der Verbreitung von Regierungsbeschlüssen war mündlich gewesen. Auf der Thingversammlung wurde Gesetzesüberlieferung und Gesetzverkündung durch den Mund des kundigen Gesetzmannes mitgeteilt. Selbst die mittelalterliche Verurkundung von Gesetz, Privileg usw. geschah nicht zum Zweck schriftlicher Verbreitung. Reste der mündlichen Mitteilung lebten lange weiter. In der Stadt haben wir die Einrichtung des „*bursprog*“ (S. 280) kennengelernt. Im ländlichen Kleinbezirk hat die Kanzel z. T. bis heute die Aufgabe der mündlichen Verbreitung amtlicher Nachrichten beibehalten.

Mit dem Begriff der geordneten Kanzlei wurde im 16. Jahrhundert auch der moderne Begriff der Akte, des Protokolls, der Eingabe usw. geboren, durch die der gesamte amtliche Apparat verschriftlicht wurde. Schon Gustav Vasas Schriftwechsel hat einen überraschenden Umfang. Im 17. Jahrhundert war dann Schreiben feste amtliche Gewohnheit; die stattliche Bändereihe von Axel Oxenstiernas Korrespondenz zeigt den völligen Umschwung. Der große schwedische Staatsmann hat sich von der mündlichen oder rein urkundenhaften Methode gelöst und im „Brief“ ein überlegen gehandhabtes Mittel gefunden, um sich zu jeder Zeit und über jeden Gegenstand zu äußern. Das große Werk von Gustav Adolfs Registratur vollendet systematisch die Ansätze Gustav Vasas und macht das Schreiben zum wichtigsten Hilfsmittel zentralistischer Regierungskunst. In diesem Staatsarchiv treten die Akten und Urkunden geordnet und eingeteilt wie die Soldaten des modernen Heeres auf und gestatten einen schnellen Überblick über jede zentralistisch gehandhabte Einrichtung.

Der Buchdruck setzt ein aufnahmeberechtigtes Massenpublikum voraus und ist daher im

Norden nach dem stürmischen Aufschwung der Reformationszeit auffällig langsam durchgedrungen. Er kam naturgemäß von Süden mit dem buchdruckerisch vorgeschrittenen Lübeck als gegebenem Einfallstor. Die katholische Kirche hatte nur gelegentlich und nur für bestimmte Aufgaben deutsche Drucker ins Land gerufen, die mehr oder weniger lange blieben und neben dem offiziellen Auftrage für eigene Rechnung druckten. Deutsche „Buchführer“, d. h. reisende Händler mit auswärts gedruckten Büchern, sind seit den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts im Norden nachweisbar; in den 80er Jahren folgten die deutschen Drucker.

Der Hannoveraner Johann Snell druckte 1482 in Odense die ersten dänischen Bücher, ein Breviar auf bischöfliche Bestellung und eine Beschreibung der Belagerung von Rhodos durch die Türken auf eigene Rechnung. Ein Jahr später war er in Stockholm tätig. Er druckte dort im Franziskanerkloster ein Missale für Uppsala und den Dialogus creaturarum moralizatus für sich selbst. Aber weder Snell noch einer seiner Nachfolger, Gothan oder Johannes Fabri in Schweden, Gottfried van Ghemen oder Johannes Hochstraten in Dänemark verblieben im Lande; nach kurzer und meist unbedeutender Arbeit kehrten sie nach Deutschland zurück. Einen gewissen Aufschwung nahm die Drucktätigkeit erst in der Reformationszeit, wo bürgerliche wie fürstliche Reformatoren den propagandistischen Wert der neuen Kunst einsahen und ausnutzten. In Schweden bestanden um 1525 zwei Pressen im Lande, die dem Erzsitz und dem Bischof von Linköping gehörten. Gustav Vasa bemächtigte sich der beiden und besaß damit ein „Pressemonopol“ in Schweden, das er für die Reformation ausnützte. Die neue königliche Druckerei, anfangs unter Leitung des Lübeckers Richolff, später unter einheimischen Druckern war indessen immer noch so unbedeutend, daß sie durch die Schriftstellerei des einen Mannes Olaus Petri voll beschäftigt war. So blieb es in Schweden das ganze 16. Jahrhundert hindurch. Noch zur Zeit Gustav Adolfs befanden sich nur zwei unbedeutende Pressen im Lande, und erst im Laufe des 17. Jahrhunderts wuchsen die hauptstädtischen Druckereien so weit, daß sie die heimischen Erzeugnisse einigermaßen bewältigen konnten. Zugleich begann eine Drucktätigkeit in der Provinz, gelangte aber erst im 18. Jahrhundert zu einiger Bedeutung.

In Dänemark war die Drucktätigkeit schon im 16. Jahrhundert lebhafter und mannigfaltiger. Malmö, Ripen, Aarhus und andere Städte treten als Druckorte auf, und ein Mann wie Tycho Brahe besaß auf seinem Schloß Uranieborg eine eigene Druckerei, aus der sein berühmtes Werk über den neuen Stern (1571) hervorging. Um so schlechter sah es in Norwegen aus, wo vor dem 18. Jahrhundert von eigener Drucktätigkeit nicht geredet werden kann. Bis 1720 bestand eine einzige Druckerei in Christiania; Bergen erhielt eine eigene Druckerei erst 1721, Drontheim 1739. Die schon von dem letzten katholischen Bischof Jón Arason zu Hólar auf Island gegründete Presse blieb ohne Bedeutung.

Die Leistungsfähigkeit der nordischen Druckereien im 16. und 17. Jahrhundert blieb gering. Olaus Petri mußte sich trotz seiner engen Verbindung mit der königlichen Druckerei für den Neudruck seiner Postille (1537) an Richolff in Lübeck wenden, und derselbe Mann mußte ins Land gerufen werden, um die erste Gesamtbibel (die sogen. Gustav-Vasa-Bibel von 1541) zu drucken. Noch zu Ende des Jahrhunderts war es ein gutes Geschäft für den Rostocker Literaten und Drucker Johannes Gothus, Schweden mit einfacher und billiger Volkslektüre, Liedern, Flugblättern usw. zu versehen. Nicht anders steht es in Dänemark. So ließ nicht nur Christiern Pedersen seine großen Arbeiten auswärts drucken, seine Saxoausgabe 1494 in Paris, seine Postille 1518 und sein neues Testament 1524 in Leipzig. Auch die mehr offiziellen Werke Hans Tausens, die Übersetzung des Pentateuch 1535 und seine Postillen 1539 sind in Magdeburg erschienen. Die protestantische Kirchenordnung von 1539 wurde in Rostock gedruckt. Die erste vollständige Bibelübersetzung, die Bibel Christians III. von 1550, ist zwar im Lande gedruckt, aber die Ausführung wurde dem Lübecker Ludwig Dietz anvertraut und das prachtvolle Titelblatt der Lübecker Lutherbibel entnommen.

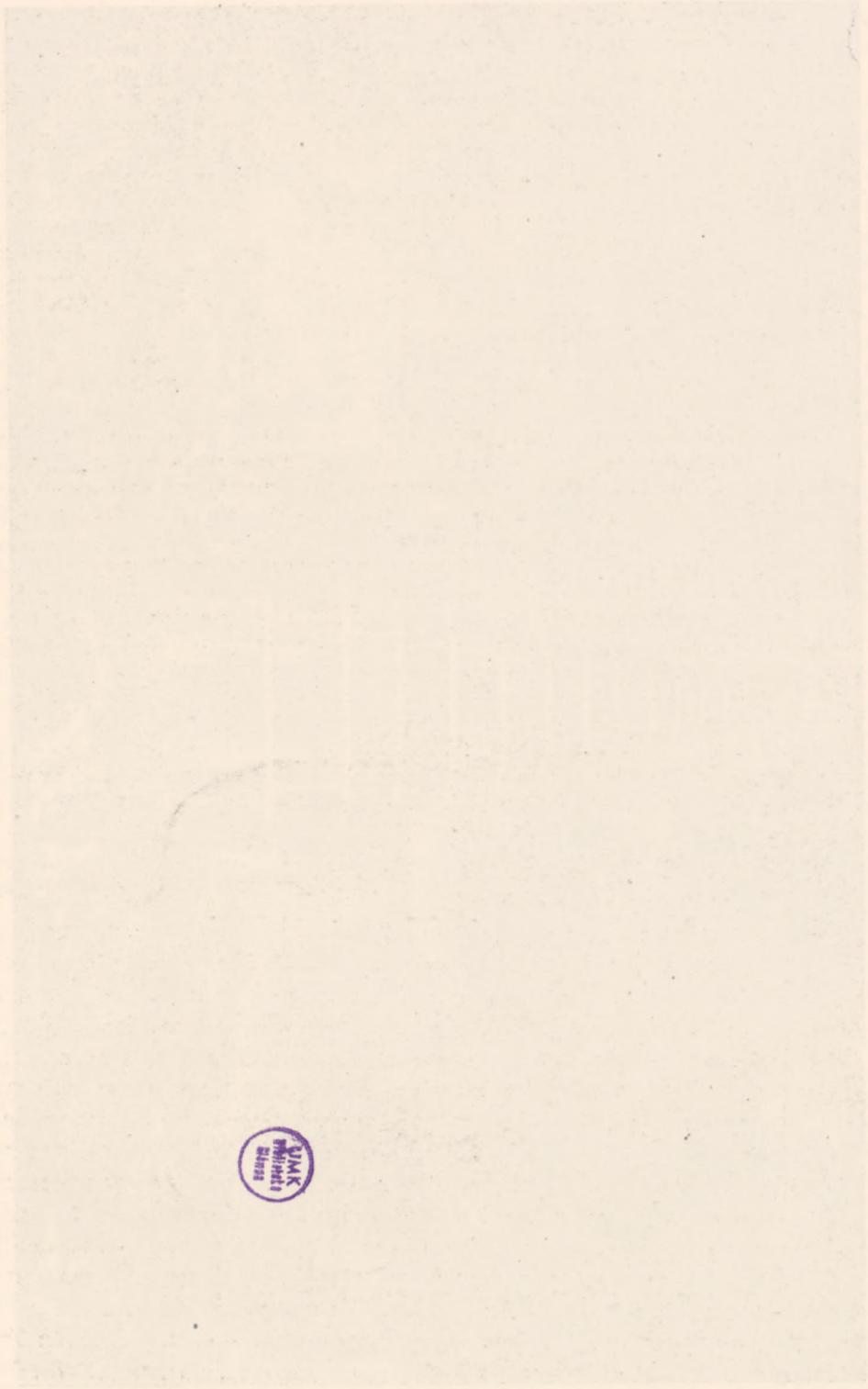
So ist es nicht verwunderlich, daß die Handschrift als Form der Veröffentlichung und Verbreitung bis tief in die Neuzeit eine weit größere Rolle gespielt hat als sonst auf dem Kontinent. Noch die große Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung des altisländischen Schrifttums im 17. und 18. Jahrhundert fand nur zum kleinsten Teil den Weg in die Presse — man bedenke, daß es noch in der Jugend der Brüder Grimm keine gedruckte Ausgabe der eddischen Heldenlieder gab. Ebenso ist die politische Literatur des schwedischen Parteiwesens in der Freiheitszeit, namentlich das politische Pamphlet, noch weitgehend geschriebene Literatur.



Prunkturm, Feuerwerk und Festreiben auf dem Marktplatz von Norrmalm (Stockholm)  
bei der Krönungsfeier Karls XI. von Schweden (1672).

Das höfische Fest der Barockzeit ist Schaustellung der Majestät vor dem Volk und allgemeines Volksfest. Kupferstich von Georg Christoph Eimart d. J.

THESE PAGES ARE THE PROPERTY OF THE NATIONAL ARCHIVES AND SHOULD NOT BE REPRODUCED OR TRANSMITTED IN ANY FORM OR BY ANY MEANS, ELECTRONIC OR MECHANICAL, INCLUDING PHOTOCOPYING, RECORDING, OR BY ANY INFORMATION STORAGE AND RETRIEVAL SYSTEM.



Label XII

Der Buchdruck erzeugt die immer weitere Verbreitung des Lesens. Dabei ist zu bedenken, daß die Künste des Lesens und des Schreibens ganz Verschiedenes bedeuten. Das Lesen ist von je die verbreitetere Kunst gewesen und bis heute geblieben. Noch in den von Frederik IV. 1721 neu errichteten Landschulen war der Unterricht in Religion und Lesen frei, in Schreiben und Rechnen als den höheren Künsten kostete er wöchentlich 8 Schillinge. Lesen ist ein bloßes Entgegennehmen, an dem beliebig viele gleich und gleichartig beteiligt sein können. Es ist eine geistige Betätigungsform, die der Ausdruck einer zentralistischen Zeit sein kann. Schreiben dagegen setzt die Lust voraus, seine persönlichen, geistigen Erlebnisse zu gestalten und anderen mitzuteilen. Als persönlicher Ausdruck einmaliger Wesensart gehört das Schreiben des 17. Jahrhunderts zu den Anzeichen, daß die zentralistische Form vom Individuum durchbrochen wird.

Der lesende Laie wurde schon im 16. Jahrhundert von der gedruckten Literatur in den tieferen Schichten des Volkes gesucht. Die Streit- und Bekenntnisschriften der Reformation wollten ein breites Publikum, Bürger und Bauern, überzeugend erreichen. Auf den gleichen Leserkreis ist die sogen. Volksliteratur der fliegenden Blätter, Volksbücher, Lieder usw. berechnet. Sie überdauert nicht nur das 17., sondern auch das 18. Jahrhundert. In charakteristischer Wandlung der äußeren Aufmachung bleibt sie bis tief ins 19. Jahrhundert erhalten und wird erst allmählich von anderer, aber kaum besserer Volkslektüre (Kolportageroman, Zeitung usw.) verdrängt.

Der schreibende Laie ist dagegen im 16. Jahrhundert noch ganz auf die Spitzen der Geistlichkeit und des Adels beschränkt. Die theologische Schriftstellerei ist hier von geringerem Interesse. Wichtiger ist der schreibende Großadel, dessen Damen in dieser Zeit jene Sammlungen ritterlicher Tanzballaden anlegten, die heute die wichtigste Quelle unserer Kenntnis sind. Diese alten handgeschriebenen Liederbücher, die für Dänemark um 1550, für Schweden 1571 beginnen, zeigen das ungebrochene Fortleben adlig-schichtenhaften Denkens, das sich unmittelbar von den alten ritterlichen Dichtungen angesprochen fühlt. Die meisten dieser Handschriften sind mehr oder weniger stark mit andersartiger Lyrik durchsetzt, religiösen Liedern und weltlicher Gesellschaftspoesie, sehr häufig deutschen oder französischen Gedichten in Ursprache oder Übersetzung, ein deutliches Zeichen, daß sich die feste Schichtenüberlieferung zersetzt. So wenig es dem einzelnen Sammler bewußt wird, so bestimmt doch nunmehr sein persönlicher Geschmack, was in seiner Sammlung Aufnahme findet. So wurde sie zu einer individuellen Buchleistung. Den vollen Durchbruch zu individualistischer Schreibfreude brachte dann das 17. Jahrhundert, die Zeit der aufkommenden Briefwechsel, Tagebücher und Memoiren, in denen das Gefühl der Einmaligkeit oft mit der wilden Bekenntnisfreude der neuentdeckten Persönlichkeit durchbricht. Solche Männer und Frauen sind im Kern ihres Wesens der zentralistischen Welt entwachsen, Träger der neuen individualistischen Linie, die dem 17. Jahrhundert seine ungemein bunte Bewegtheit gibt.

## DIE INDIVIDUALISTISCHE LINIE, LÖSUNG DER BINDUNGEN.

Wir sind bisher jenen gesellschaftlichen Bindungsformen des 16. und 17. Jahrhunderts gefolgt, die den mittelalterlichen Schichtenaufbau ablösten. Sie gehen natürlich nicht plötzlich vorüber, sondern leben bis in die neue Zeit weiter. Einordnung in ein gemeinverbindliches Denken und Verhalten ist bis zum heutigen Tage gerade im Norden, namentlich in Schweden, ein Wesenszug bürgerlicher Kultur; Herausfallen aus dem Gewohnten, Bekundung individuellen Eigenwillens in Lebenszuschnitt, Kleidung, Meinung ruft Kritik und Abwehr der geschlossenen bürgerlichen Gesellschaft hervor. Der bezeichnende Titel einer Novelle des schwedischen Nachromantikers Almquist „Det går an“ (Es schickt sich) ist das Stichwort dieser Bürgerlichkeit. Pontoppidans Hans im Glück und Selma Lagerlöfs Gösta Berling, Ibsens Dramenhelden und Strindbergs eigene verwegene Lebensführung sind Zusammenstöße des einzelnen als Genie, Wille, Persönlichkeit mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer fordernden Form.

Das, was die neue Zeit von der vorangehenden grundsätzlich unterscheidet, ist nicht die Überwindung, sondern nur das Fraglichwerden gesellschaftlicher Bindung. Der Kampf des Individuums um sein Geltungsrecht rückt in den Mittelpunkt kulturgeschichtlichen Interesses. Die Anerkennung dieses Rechtes für alle, nicht die Ausübung durch alle bedingt das Entstehen der bürgerlichen Kultur. Sie setzt weder den allgemeinen Begriff der „Gesell-

schaft“ noch seine Verwirklichungen in Staat, Kirche, Gemeinde, Partei usw. außer Kraft, aber sie stellt zum ersten Male das Problem von Individuum und Gemeinschaft vom Individuum her.

Das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft hat zu allen Zeiten einen Ausgleich erfordert. Es kann nicht stark genug betont werden, daß kollektive Daseinsformen nicht Verzicht auf Individualität bedeuten. Die germanische Gruppenform hat Persönlichkeiten von geprägtester Eigenart hervorgebracht, wie die isländische Familiensaga bezeugt. Aber ihnen war Eingeborenheit in die Gemeinschaft weder Gegenstand vernunftmäßiger Erwägungen noch gefühlsmäßiger Widerstände, sondern selbstverständliche Atemluft und Teil der Persönlichkeit selbst. Das änderte sich auch im christlich-schichtenhaften Mittelalter kaum. Wir haben gesehen, wie wenig der Norden an den ersten Anzeichen einer neuen, individualistischen Lebenshaltung, an Minnesang und Laienfrömmigkeit teilnahm, und erkennen jetzt die Bedeutung der Tatsache, daß der Norden den Typus „Minnesang“ erst im 17. Jahrhundert — in der Nachbildung Petrarcascher Sonettichtung — aufgenommen hat. Das nordische Mittelalter hielt in der Tat das Leben des Einzelnen noch ganz im Rahmen schichtenhaft korporativer Bindungen fest.

Die Sehnsucht nach Bindung setzt sich im zentralistischen Denken fort und gibt dem Staate seine beherrschende Stellung als Quellpunkt aller Bindungen. Allein der Staat muß in seiner Verwirklichung von Menschen getragen werden. Zentralistische Lebensform ist nicht denkbar eben ohne ein „Zentrum“, von dem Sinn und Ordnung ausstrahlt und ein formender, gestaltender Wille wirkt. Zentralismus ist nur möglich, wenn bewußte, von Bindungen gelöste Individuen da sind, die schöpferisch der formbereiten Masse Formen aufprägen. Damit tritt zum ersten Male der Einzelne in den kulturgeschichtlichen Blick. Gerade im wenig vorbereiteten Norden wirkt der Einzelne um so überraschender und erschreckender. Einzelschicksal als Kulturausdruck wird daher die folgende Darstellung beherrschen müssen.

Bei der überragenden Stellung des Staates ist zunächst der Lenker des Staates, d. h. im Norden grundsätzlich der Herrscher, Träger der neuen, bindungsfreien individuellen Linie. Wir werden daher die erste Verkörperung der neuen Denkart unter den skandinavischen Herrschern des 16. und 17. Jahrhunderts zu suchen haben. In der Tat kann man bei jedem einzelnen der skandinavischen Könige von Gustav Vasa bis Kristina und von Christian II. bis Frederik III. solche neuen Wesenszüge beobachten. Bei allen finden wir etwas von dem Typus des Renaissanceherrschers, das gesteigerte Bewußtsein persönlicher Geltung und schöpferischer Kraft. Je nachdem sie von der Phantasie oder dem Verstande gelenkt, von Charakter oder Laune beherrscht wurden, gestaltet sich Wesensbild und Schicksal der einzelnen Herrscher sehr verschieden. Doch diese Buntheit, die selbst nur ein Zeichen der individuellen Entfaltung ist, kann die Gemeinsamkeit nicht überdecken.

Wir entwickeln das näher an den Vasakönigen, weil sie in geradezu beispielhafter Deutlichkeit den Wechsel von Willens- und Phantasiebetontheit vor Augen führen. Gustav Vasa und Karl IX. einerseits, Erich XIV. und Johann III. andererseits vertreten jene beiden Typen. Gustav Vasa gilt als ausgesprochen patriarchalischer Herrscher, und in der Tat ist vieles von dem alten landsässigen Haushalter an ihm verblieben. Doch damit ist dieser kühle, geizige Rechner und bauernschlaue Diplomat nicht voll erfaßt. Wie seine Lebensbahn den märchenhaft steilen Anstieg echten Renaissanceschicksals hat, so ist auch in seinem Wesen etwas von dem ungebändigten Geltungsbewußtsein dieser Zeit. Wir spüren es in dem jäh aufflammenden Zorn, mit dem er gegen jeden Widerstand aufbegehrt. Mehrmals droht er in solchen Augenblicken unter heftigsten Anzeichen innerer Aufgewühltheit, den Ständen die Krone vor die Füße zu werfen. Er betrachtet sich als Schöpfer und unumschränkter Besitzer des neuen Schweden und fühlt jede Abweichung von seinem Willen als schwarzen Undank. Es ist das neue, bewußte Ich, das, noch jung und leicht verletzlich, Zusammenstöße mit der Welt so gewaltsam beantwortet.

Der „Bauernkönig“ Gustav Vasa scheint von den geistigen Bewegungen der Zeit nur wenig berührt. Dennoch hat er den Wert von Kunst und Wissenschaft als Rahmen des neuen König-tums, wenn nicht zu schätzen, so doch zu be-rechnen gewußt. Der sparsame Haushalter hat es seinem öffentlichen Auftreten an Pracht nicht fehlen lassen. Seine Schloßbauten waren keine reinen Wehrbauten mehr, sondern architektoni-sche Zeugen königlicher Machtfülle. Die modische Ausstattung ist ihm nicht gleichgültig gewesen; er hat die ersten Gobelinweber nach Schweden berufen. Der Geschichtsforschung stellte er die besondere Aufgabe, die Gegenwart zu verherr-lichen und durch eine strahlende Vor- und Ur-geschichte zu erhöhen, und er hat in diesem Sinne das fabelhaft-glanzvolle Geschichtswerk von Jo-hannes Magni, dem letzten katholischen Erz-bischof Schwedens anerkannt und politisch aus-genutzt. Denn es war aus Geist und Art der Renaissance geboren.

In vielem gleicht Karl IX., Gustav Vasas jüngster Sohn, seinem Vater. Im Gegensatz zu seinen älteren Brüdern hat er die Willensbetont-heit, politische Rechengabe und Nüchternheit des Vaters geerbt. Er gleicht ihm auch in der Empfindlichkeit gegen Widerspruch und Wider-stand. Er besitzt die Härte, aber nicht die Leuchtkraft des Vaters. Gustavs hinreißende Beredsamkeit kehrt bei ihm als rechthaberische Disputiersucht, des Vaters auflodernder Jähzorn

als zäher, mißtrauischer Haß wieder. In diesem Mißtrauen erkennen wir die dunkle Kehrseite des neu-erweckten Persönlichkeitsbewußtseins, eine Äußerung des schreckhaften Einsamkeitsgefühls, das den zentra-listischen, aus allen Einbettungen gelösten Herrscher umgibt.

Bei seinem ältesten Bruder, dem glänzend begabten Erich XIV., steigerte sich dies Mißtrauen bis zur Verrückung des seelischen Gleichgewichts und schließlich zu geistiger Umnachtung. Kein zweiter nor-discher Fürst ist so sehr Renaissancepersönlichkeit wie dieser in Caesarenwahn untergehende Vasasproß. Er ist der erste schwedische König, der allen Eindrücken von Schönheit, Wissen, Bildung weit offen stand. Ein französischer Gesandter entwarf von ihm folgendes renaissancehafte Bild: Der König von Schweden ist ein sehr schöner Fürst, gut gewachsen und für alles auffallend begabt. Außer seiner Muttersprache spricht er ausgezeichnet deutsch und latein und recht gut französisch. Er ist in der Historie wohl bewandert, großer Mathematiker und recht guter Musiker. Er faßt sehr leicht auf und findet Freude an der Unter-haltung mit Leuten, die von großen und bedeutenden Gegenständen zu reden wissen. Oft widerspricht er offensichtlich nur, um ihre Gewandtheit und Urteilskraft besser kennenzulernen, und ich weiß, daß er öfter den Freimut solcher Männer pries, die ihn mit Gründen widerlegten.

Denselben Eindruck eines renaissancehaft aufgeschlossenen Geistes hinterläßt das Verzeichnis seiner Bibliothek. Ihre 220 Werke unterscheiden sich so charakteristisch von den Beständen der eben damals zerstörten Klosterbibliotheken, daß ein kurzer Überblick lohnt. Die religiös theologischen Werke beschrän-ken sich nicht auf den lutherischen Kreis, sondern umfassen auch calvinistische und katholische Schriften, ja sogar einen Koran. Im Mittelpunkt stehen die griechisch-lateinischen Klassiker, namentlich die Ge-schichtsschreiber: Herodot, Xenophon, Eutrop, Livius, Sueton, Plutarch, Tacitus; aus späterer Zeit u. a. Cassius Dio und die so zeitgemäße Fälschung des Pseudo-Berosus. Auf Erichs künstlerische Interessen weisen nicht nur die klassischen Dichter, sondern auch Vitruvs *Architectura*, „Alberti Dureri picture“ und musika-lische Werke. Dazu kommen kosmographische und naturwissenschaftliche Schriften alter und neuer Zeit.



58. Grabmal Gustav I. Vasa im Dom zu Uppsala. Eines der frühesten Denkmäler der Renaissancekunst in Schweden.

Mag manches nur äußerer Schein sein, Art und Umfang seiner geistigen Bestrebung werden dennoch deutlich. Der Besitzer dieser Bibliothek war ein hochgebildeter Mann mit allen Interessen seiner Zeit.

Er teilte auch ihr ausgesprochenes Schönheitsbedürfnis. Er setzte die Bautätigkeit seines Vaters fort und gab dem Schloß Kalmar eine Innenausstattung, die mit den besten kontinentalen Leistungen wetteifern kann. Er umgab seine Person mit der prunkenden Buntheit höfischen Glanzes, die den Maßstab verliert und zu verschwenderischer Prachtlüsterheit wird. Unter Erich XIV. erlebte Schweden die ersten Hoffeste großen Stils, doch in der bislang unerhörten Prachtentfaltung seines Krönungsfestes deutet sich seine innere Gleichgewichtszerrüttung schon an.

Sie wird deutlicher in seinen phantastischen Eheplänen mit Elisabeth von England und zeitweise mit Maria Stuart. Nach ihrem Scheitern erfolgte ein maßloser Rückschlag: Erich erhob seine Geliebte, Karin Månsdotter, die rührend schöne Tochter eines Gefängniswärters zu seiner ehelichen Gemahlin. In beidem aber, in der Werbung um die höchsten Fürstinnen, die dem eigenen Geltungsgefühl alleine zu genügen schienen, wie in der Erhebung eines einfachen Mädchens, dem der freie Wille des freien Herrschers höchste Würde verleiht, drückt sich das gesteigerte Selbstbewußtsein und die Bindungsfreiheit der selbstherrlichen Renaissancepersönlichkeit aus. Schließlich hat das quälende Mißtrauen des Einsamen auf hoher Warte diesen reichen Geist endgültig zerstört. Es entlud sich in plötzlichen Wahnsinnstagen, am schrecklichsten in dem berüchtigten Sturemord im Schlosse von Uppsala. Den wahnhaften Taten folgte ein Paroxysmus der Reue, der sich in heftigen Gebärden, in kniefälligen Bekenntnissen vor der Versammlung des hohen Adels und der unglücklichen Sturewitwe, Frau Märta, in einem prächtigen Begräbnis der ermordeten Herren äußerte. In solchen wilden Schlägen und Rückschlägen zerstörte sich der Mann, der das neue Ichgefühl besaß, es in seiner Einsamkeit aber nicht ertragen konnte.

Erich XIV. endete seine Tage als Gefangener seines Bruders, Johans III. Soviel kühler und berechnender dieser ist als Erich, so zeigt er doch die Züge seiner Zeit. Er hat dieselbe betonte, aber ganz ichbezogene Schönheitsliebe, die in Prachtentfaltung und architektonischer Wirkung den Rahmen für die Majestät des Königs zu finden suchte. Johan ist der größte Baukönig Schwedens. Ihm schwebte die Idee der Hauptstadt als fürstlicher Schöpfung vor, und er arbeitete darauf hin, Stockholm zur „steinernen Stadt“, zum „Venedig des Nordens“ zu machen. Dasselbe Schönheitsempfinden machte ihm die katholische Messe mit ihrer symbolkräftigen Prachtentfaltung verständlich und trieb ihn in seinen lebenslangen Kampf um die Einführung einer protestantischen Liturgie mit Anlehnung an katholische Kultformen. Johan hatte die gleiche Bildungsfreude wie sein Bruder. Er ist einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Im Schweden des 16. Jahrhunderts blieb dem Humanisten auf dem Throne notwendig Verständnis und Erfolg versagt. Er lebte — wie in gewisser Weise seine Großnichte Kristina — an seinem Volke vorbei. Sein Blick ging nach Süden, sein Herz lebte in Rom — wo ja auch Kristina Ruhe für ihren unruhigen Geist suchte.

Diese Tochter des protestantischen Heiligen Gustav Adolf schließt die Reihe der Vasas, deren überhitztes Ichbewußtsein ihr inneres Gleichgewicht zerstörte. Eine ungewöhnlich frühreife Begabung lockte diese eigenwillige Frau immer wieder aus der Nüchternheit politischer Aufgaben in Abenteuer des Geistes hinüber. Dort ist sie wirklich zu Hause, ohne doch darin inneren Halt und die sittliche Größe eines Verzichtes auf Glanz und Macht zu finden. Das empfindliche junge Ich wacht eifersüchtig über seiner Geltung als Majestät. Selbst die berühmteste Tat ihres Lebens, Thronverzicht und Rückkehr zur katholischen Kirche, darf nicht als Entschluß eines im Verkehr mit den großen Geistern des Altertums und der Neuzeit ruhig und wunschlos gewordenen Gemütes betrachtet werden. Kristina selbst genoß sie mit dem Bewußtsein des Effekts; und die langen Jahre der freiwilligen Verbannung brachten ihr keineswegs das beruhigte Glück geistiger Beschäftigung, sondern unglückliche und krampfhaftige Versuche in neuen, zum Teil phantastischen politischen Rollen.

Kristina ist zweifellos nicht nur die geistig beweglichste, sondern auch die gelehrteste unter den Vasaherrschern gewesen und übertrifft auch Johan III. weit an Umfang und Leidenschaft ihrer geistigen Beschäftigungen. Ihre Buch- und Kunstsammlungen sind großartig im Umfang, sicher in der Auswahl. Wie sie im Alter in Rom die Academia reale stiftete, so suchte sie sich in der Heimat mit einem gelehrten Hof von internationalem Rufe zu umgeben. Unter den Gelehrten, die sie an sich zog, sind die holländischen Philologen Isaak Vossius und Nikolaus Heinsius, der deutsche Jurist Hermann Conring und der große Cartesius in eigener Person. Unter ihnen fühlte sie sich zu Hause, gleich vertraut mit Latein und Griechisch wie mit den bedeutenden lebenden Sprachen. Doch hat ihr Leben in dieser Welt etwas Gewolltes und Überanstrengtes, es dämpfte und tötete in ihr den Heimatsinn und das anerzogene protestantisch-monarchische Pflichtbewußtsein. Ihr Wesen bekommt etwas Mannweibliches und man möchte sagen Bohémehaftes. Nur im

Feuerwerk des Geistes konnte sie sich entladen, und sie suchte in ihrem Gebaren das Auffällige und Besondere. Mag sie nun ihre begonnenen Lebenserinnerungen niemand Geringerem als Gott selbst widmen oder ihre Reise von Schweden nach Antwerpen dianahaft in Mannskleidern zurücklegen, immer spürt man nicht die ruhige Sicherheit: „so bin ich“, sondern das unruhige Rufen: „Seht, wie ich bin“. Das gilt auch für ihr Verhältnis zum Mann. Die geistige Überzüchtung hat die angeborenen weiblichen Instinkte angefressen; sie hat zahlreiche Günstlinge, aber kaum einen Liebhaber besessen. Selbst ihr Religionswechsel verlangt diese Betrachtung. Wie frei und modern mutet ihr Ausspruch an, sie habe versucht, sich eine „Religion nach eigenem Kopfe“ aus dem Studium der verschiedenen Bekenntnisse zu schaffen! Und doch endete sie bei dem Zufluchtsort der Schwachen, bei der katholischen Kirche in Rom.

Wir erleben den Zusammenstoß des Individuums, das sich aus Bindungen — und nun sogar aus der höchsten weltlichen Bindung — löst, mit der Welt dieser Bindungen in der denkwürdigen Ratssitzung, in der Kristina die Absicht ihres Thronverzichts endgültig kundtat. Eine bedeutende Szene: denn auch jene Welt der Bindungen hatte sich unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeiten Gustav Adolfs und seines Kanzlers bereichert und vertieft und den protestantischen Begriff von Pflicht und Einordnung mit der Glut nationaler Großtaten erfüllt. Aus dem würdigen Munde des hochadligen Reichsrates Per Brahe klang ihr noch einmal die mahnende Lehre von den Pflichten vor Gott und dem Volke entgegen, von dem Eid, durch den sie sich dem Lande verbunden habe und der den König und das Reich fester aneinander binde als die Ehe Mann und Frau. Sie haben sich nicht verstanden, der würdige Mann und die flackernde Frau — zwei Weltanschauungen redeten aneinander vorbei.

In der Tat spricht aus Per Brahes Munde noch einmal Gustav Adolf zu seiner Tochter. Er, der größte der Vasas, erreichte diese Größe, indem er allein den neuen Begriff des freien Individuums mit dem protestantischen Bindungsbegriff der von Gott auferlegten Pflichten verschmolz und damit das bloße Individuum zur sittlich bewußten Persönlichkeit steigerte. Er ist die erste große Herrscherpersönlichkeit des Nordens nicht nur dank seiner genialen staatsmännischen und militärischen Begabung, sondern eben durch jenen Ausgleich, der zu allen Zeiten schwer, für den unbeherrschten Menschen des 17. Jahrhunderts fast unerreichbar gewesen ist. Er hat die Fähigkeit besessen, sich selbst nicht als den aller Bindungen enthobenen Herrscher, sondern als Teil eines größeren Ganzen zu fühlen, dem er sich frei einordnet, des schwedischen Staates. Nur so war es denkbar, daß er den vielseitigen Apparat des modernen Staates so stark mit schwedischer Eigenart erfüllen konnte, wie wir es jeweils darzustellen hatten. Nur so konnte er den großen Zentralämtern die Kraft des alten, noch unter seinem Vater ständisch aufsässigen Adels zuführen, nur so das Heer aus einer geworbenen Truppe zu einem nationalen Werkzeug machen. Nur weil hier alte Bindungen nicht abgerissen, sondern freiwillig anerkannt und schöpferisch eingeordnet wurden, konnte dieser Mann zum höchsten Ausdruck des Schwedentums werden. Und nur mit seiner tief erfaßten Erkenntnis des persönlichen Wertes konnte er den Funken in anderen entzünden. Es ist kein Zufall, wenn um ihn die Saat der großen schwedischen Staatsmänner, Verwaltungsbeamten und Heerführer gedeiht, die mit ihm durch die gemeinsame Aufgabe und die übereinstimmende Auffassung von patriotischer Pflicht verbunden sind.

Nichts zeigt das deutlicher als der Vergleich mit seinem großen dänischen Zeitgenossen und Gegner, Christian IV., vielleicht der glänzendsten Herrscherfigur des Nordens im 17. Jahrhundert. Er, der Held des dänischen Nationalliedes, lebt im Gedächtnis nach als der Mann mit dem Zauber des keck zugreifenden, unverzagten Mutes in Glück und Widerwärtigkeit. Er hat seiner Hauptstadt Kopenhagen wesentliche architektonische Züge gegeben, die bis heute unverwischt sind. Die holländischen Renaissancebauten der Börse, des Schlosses Rosenborg, der Holmenskirke sind seine Schöpfungen. Er entfaltete das höfische Dasein zu vollem Glanz und erfüllte die Stadt mit jener heiteren Festlichkeit, die immer noch über ihr zu liegen scheint. Er ist der Landesvater wie man ihn damals verstand, der Herrscher, der vorsorgend aber selbstherrlich in alle Verhältnisse eingriff. Aber diesem Manne, der ein Koloß an leiblichen und seelischen Kräften gewesen ist, fehlte die letzte Geschlossenheit Gustav Adolfs. Über seiner Person und seiner Zeit liegt eine unruhige Hast, ein Beginnen und nicht Vollenden. Es ist eine oft großzügige, zuletzt aber doch nicht gerundete Zeit der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Versuche, und darum hinterließ Christian als Erbschaft einen Staat voller Spannungen zwischen den Volksschichten, und eine Krone, die gegenüber den starken adligen Parteien nur noch sehr beschränkte Bedeutung besaß.

Aber am Eingang der ganzen Epoche steht die düstere Gestalt Christians II., der von der zünftigen Geschichtsschreibung seiner schwedisch-nationalen wie seiner dänisch-hochadligen Feinde zum blutigen „Tyranen“ gestempelt wurde. Dagegen lebte er im Andenken des Volkes in der „Ballade vom Adler“ fort, als der mächtige Schützer der Vögel in Wald und Flur vor der Rotte der kleinen Raubvögel (des Adels).

Von seinem ersten politischen Auftreten als Statthalter in Norwegen an über seinen schwedischen Eroberungszug und seine dänischen Fehden bis zu seinen abenteuerlichen Versuchen zur Rückkehr aus der Verbannung zeichnet ihn Grausamkeit und moralische Bedenkenlosigkeit in der Wahl seiner Mittel und in der Ausnützung persönlicher, politischer und konfessioneller Gegensätze aus. Ebenso unbedenklich zerriß er die alten ständischen Bindungen und suchte zukunftsichtig seine Stützen in den tiefen Schichten des Volkes. Mit der dämonischen Macht seiner Persönlichkeit zwang er seine Umwelt zu hemmungslosem Haß oder unbedingter Liebe. Dem Fanatismus seiner ständischen Feinde steht mahnend die unbegrenzte Ergebenheit gleichgestimmter Gefolgsleute gegenüber, die ihm bis zum Untergang Treue hielten. Und schließlich ist es doch wohl das persönliche Erlebnis seiner Liebe zu der holländischen Kleinbürgerstochter Dyveke und ihr früher, wahrscheinlich gewaltsamer Tod gewesen, der sein inneres Gleichgewicht zerstört und aus dem großen Herrscher den unruhewollen Abenteurer gemacht hat. Er endete in renaissancehaft steilem Absturz vom Träger der drei nordischen Kronen zum Gefangenen seines verschlagenen Veters Frederik I., der doch bis zu seinem Tode den Zauber seines Namens fürchtete.

Es ist zugleich Gewinn und Fluch all dieser Männer, einsam an eine schöpferische Stelle gesetzt zu sein. Mit dem uralten germanischen Erbe des mindestens seiner Bedeutung nach eingeborenen Königtums sollen sie den neuen, übersteigerten Begriff der Majestät verbinden. Alles andere ist neben ihnen grundsätzlich gesehen nur Werkzeug oder formbare Masse. Willensmänner wie Gustav Vasa oder Karl IX. zerbrechen die Werkzeuge in ihrer Hand. Herrscher mit Überschuß des Phantasielebens machen aus den Werkzeugen Spielzeuge, Schwächlinge werden selbst ein Spielzeug in der Hand anderer. Es ist die Zeit, wo der Günstling, der politische Abenteurer auftritt, Männer der tieferen Gruppen und Schichten, die alte soziale und sittliche Bindungen sprengen, um Anteil an der Macht und der Freiheit der „Majestät“ zu erraffen. Ein ungebändigter Trieb drängt sie auf steiler und gefahrvoller Bahn vorwärts. Der märchenhafte Aufstieg und der tiefe Fall, die scharf gebrochene Lebenskurve, Einsatz von Freiheit und Leben in einem unerhörten Wagespiel mit unerhörtem Lohn, das ist das Schicksalsbild dieser Männer. Was sie treibt, ist die Dämonie des gelösten Individuums.

Dabei bindet den hochadligen Abenteurer immer noch der Ehrbegriff und die Lebensform seines Standes. Wenn er sie zerreißt, wirkt es daher als Verirrung und Verrat. Unter der Partei der „Schwiegersöhne“ Christians IV., d. h. jener hohen Adligen, die durch Verheiratung mit den unehelichen Töchtern des Königs zu Reichtum und Einfluß kamen, ist die glänzendste Erscheinung wohl Korfits Ulfeld, Gatte der unglücklichen und großherzigen Leonore Kristine. Wenn er schließlich zur Wahrung seines Einflusses verräterisch in die Dienste des feindlichen Schwedenkönigs trat, so scheint uns dies nicht mehr die Lösung eines Individuums, sondern das Zerbrechen eines Charakters zu sein, und wir empfinden eine Gerechtigkeit darin, daß dieser Mann verfolgt, verarmt und ruhmlos in der Fremde zugrunde ging.

Dagegen fällt bei Persönlichkeiten aus den unteren Sphären die Bindung an die schichtenhafte Form schon in ihrem Aufstieg fort. Dem Adel höchstens äußerlich eingegliedert, haben sie in der Tat nichts als sich selbst und ihre dämonische Macht über den Herrscher. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert sind solche Emporkömmlinge im Norden möglich, denn wie er erst spät zur vollen Durchbildung der zentralistischen Lebensform gelangte, so blieb sie ihm lange erhalten.

So zeichnet sich in Dänemark die Reihe der Männer, die von unten emporstiegen, etwa mit den Namen: Didrik Slaghekk, Helfer und unwürdiges Werkzeug Christians II., Peder Schumacher, der — ein typisch renaissancehafter Ausgangspunkt — als Bibliothekar Frederiks III. an den Hof gelangte und später als Graf Griffenfeldt der allmächtige Durchgestalter des entschiedenen Absolutismus in Dänemark wurde, um dann im plötzlichen Sturz in hartem Gefängnis zu verschwinden. Endlich Johan Frederik Struensee, der deutsche Leibarzt, der zwischen einem geisteskranken König und einer haltlos verliebten Königin den Weg zur Höhe fand, in unausgeglichener Überstürzung die Ideen der Revolutionszeit von der Plattform des Absolutismus aus verwirklichen wollte und den Griff nach einer Macht, der sein Wert nicht entsprach, mit dem Tode auf dem Schafott bezahlte. In Schweden mögen wir von dem unheilvollen Berater Erichs XIV., Göran Persson, ausgehen, der sich der wahnundunkelten Person des Königs bemächtigt hatte, mögen an die wechselnden Günstlinge Kristinas erinnern, deren Einfluß doch gegen die machtvolle Persönlichkeit Axel

Oxenstiernas nicht aufkam, mögen an den Grafen Görtz denken, den holsteinischen Abenteurer, der mit bedenklichen Mitteln (erste Inflation) für Karl XII. aus dem geschwächten Körper Schwedens die nötigen Kraftreserven erpreßte, und mögen zuletzt den politischen Abenteurer und Intriganten Reuterholm nennen, der nach der Ermordung Gustav III. in der trüben politischen Atmosphäre Schwedens zeitweise die eigentliche Macht ausübte.

Verschieden nach Art und Mitteln, nach Zeit und Umwelt verbindet diese Männer doch ein gemeinsames Schicksal. Sie stoßen in steilem Anstieg aus der Masse der Untertanen in die hohe Luft der Ungebundenheit empor und erliegen schließlich der Rache der alten Bindungsmächte in einem ebenso jähem Sturz, der sie in die Verbannung, in den Kerker oder aufs Schafott führt. Der Sockel ihrer Macht ist der Hof, d. h. die Person des Königs. Wer diese beherrscht, hat gewonnen. So wird der Günstling, d. h. der Mann, der die Schwäche des Herrschers erspät und benutzt, zum Zeittypus. Je mehr einzelne der Höhe zustreben, um so enger wird der Raum, um so erbitterter der Kampf ums Dasein. Mit dem Günstling wird daher die Intrigue eine zeittypische Form, der Einsatz aller geistigen Kräfte bei Lösung aller sittlichen Bindungen im Kampf um die schwache Seele eines äußerlich Starken.

Der ganze Typus ist der deutliche Gegensatz zur zentralistischen Verbeamtung. Es gibt keinen schärferen Gegensatz zum Typus Günstling als die Person Axel Oxenstiernas, der seinen ganzen Einfluß aus der Beamtung zieht. Auch der politische Abenteurer hüllt sich gerne in die zeitgemäße Maske der gehobenen Beamtenstellung. Keiner jener Männer ist ohne diese scheinbare Einordnung in das zentralistische System ausgekommen. Aber sie vermochten ihrem Beamtentum keine festen Umrisse zu geben. Während Oxenstierna seine Stellung organisatorisch immer klarer durchzuarbeiten suchte und sie als Glied einer zentralistischen Gesamteinheit empfand, haben jene in sich Ämter gehäuft, gemischt und ins Grenzenlose gedehnt, um ihrer grenzenlosen Lust nach Macht Ausdruck zu geben.

Neben dem politischen steht der kriegerische Abenteurer, der Condottieri und Landsknechtsführer. Hier lockt die abenteuerliche Bahn geradliniger und schneller. Von allen Bindungen bleibt ihm allein die militärische, Sold und Disziplin nach außen, ein kriegerischer, letztlich ritterlicher Ehrenkodex nach innen. Im Norden ist der Typus wenig entfaltet und wesentlich auf das 16. Jahrhundert beschränkt geblieben. Dem vorreformatorischen Deutschland war er längst nicht mehr fremd und kam mit den selbst abenteuernden deutschen Fürsten der Unionszeit und ihren adligen Begleitern zuerst nach dem Norden. Voll und glänzend entfaltet er sich in der Person des Grafen Christoph von Oldenburg, dem gefährlichen Gegenspieler Frederiks I. in den blutigen Wirren der Reformationszeit. Der hochfürstliche Prätendent, Domherr zu Köln und Bremen, fand sich mit der sozialrevolutionären Reformation Dänemarks und dem demokratischen Lübeck Jürgen Wullenwevers zusammen. Doch war er mehr als bloßer Landsknechtsführer. Schön, kraftvoll und genial war er äußerlich ein Kind seiner Zeit und nahm an ihrer humanistischen Bildung teil. Der Beiname Alcibiades, den er von Melanchthon erhielt, enthüllt das zugleich Hinreißende und Gefährliche seines Wesens. In der Belagerung Kopenhagens bewährte er seine kriegerischen Eigenschaften, aber mitten in Blut, Hunger und Elend las er seinen griechischen Homer. Er endete sein unstetes Dasein in der Ruhe seines Besitztums Rastede, wo er den Rest des Lebens mit der Pflege seiner reichen Bibliothek, mit gelehrter Lektüre und humanistischen Gesprächen erfüllte.

Neben Christoph nennen wir den unentwegten Parteigänger Christians II., Sören Norby, dessen freibeuterhafte Unternehmungen zu Wasser und zu Lande in lehnshafter Treuebindung an den König ihre moralische Begründung finden. Von Schonen und Gotland aus beherrschte er die wichtigsten Fahrwässer der Ostsee, eine Macht, mit der Schweden, Dänemark und Lübeck rechneten und verhandelten. Treuer Katholik und doch unbelastet von den Traditionen seiner adligen Standesgenossen spielte er die gemeinsamen Feinde Christians geschickt gegeneinander aus und hatte in der reformationsfeindlichen Gärung der schwedischen Bauern ebenso seine Hand im Spiel wie in der reformatorischen der dänischen. Der schließliche Sieg Frederiks I. trieb auch ihn in die Fremde. Er fiel — Abenteurer bis zuletzt — bei der Belagerung von Florenz 1530 im Dienste Karls V.

Die nordische Geschichte des 17. Jahrhunderts, vor allem die Teilnahme der nordischen



59. Schloß Skokloster. Erbaut 1654—58 von Nic. Tessin d. Ä. für den Feldmarschall Karl Gustav Wrangel. Stolze Entfaltung in der Großmachtzeit. Das Schloß birgt reiche Schätze aus der deutschen Kriegsbeute.

Völker am 30jährigen Kriege hätte reichliche Möglichkeiten zur Entfaltung des Condottierotypus geboten. Und die großen schwedischen Heerführer des 30jährigen Krieges scheinen vollblütig und besitzhungrig genug dazu. Allein die Formung durch Gustav Adolf im Geiste protestantischer Sittlichkeit und nationaler Einordnung zügelte ihre schrankenlose Entfaltung. Auch der hohe Befehlshaber blieb Of-

fizier, also kriegerischer Beamter eines zentralistischen Instrumentes. Das Erraffen unermeßlicher Beute schafft allein noch keinen Wallensteintypus. Darin freilich gaben die schwedischen Generale ihren Zeitgenossen nichts nach. Im Schloß Skokloster am Mälarsee (Abb. 59), dem stolzen Herrensitz des schwedischen Feldherrn Gustav Wrangel, erhält man noch heute einen Begriff von den Werten, die damals nach Schweden verschleppt wurden. Es wird verständlich, daß der Begriff „Kriegsbeute“ einen festen Platz in der schwedischen Kulturgeschichte hat.

Man begann mit dem handfesten Raub von Kostbarkeiten. Doch bald erzog sich der Geschmack. Nicht nur der rohe Wert fand Schätzung; auch die schönen Formen und die üppige Pracht renaissancehaften Kunstfleißes, die im Norden noch selten waren und die Leistungsfähigkeit des eigenen Kunsthandwerkes überstiegen, suchte man sich verständnisvoll anzueignen. Im Gesamtbegriff der Kriegsbeute spielt die „literarische Kriegsbeute“ eine besondere Rolle. In der Karolina zu Uppsala stehen die schönen Bände der alten Bibliotheken von Riga, Braunsberg und Würzburg, Geschenke Gustav Adolfs an seine neubestellte Universität. Und die große Bücherfreundin Kristina wie ihr hochgebildeter Günstling Magnus Gabriel de la Gardie haben als Sammler und Stifter aus dieser Kriegsbeute reichsten Gewinn gezogen. Aus den unermeßlichen Schätzen von Prag kam der berühmte codex argenteus der gotischen Bibel nach Schweden. Der kostbare Einband, den de la Gardie ihm geben ließ, ist ein Symbol für das leidenschaftliche Verständnis, das man diesen literarischen Erwerbungen entgegenbrachte. Auch sonst ist in öffentlichen und privaten Bibliotheken Schwedens eine heute kaum mehr abschätzbare Bücherbeute gelandet. In Dänemark mit seinem minder glücklichen Eingreifen in den Krieg muß naturgemäß der kulturgeschichtliche Begriff „Kriegsbeute“ fehlen.

Wir sind früher den zentralistischen Formen des händlerischen und industriellen Unternehmens nachgegangen, das vom Staat her beeinflusst, gestützt und gegängelt wurde. Zugleich aber wuchs sich gerade in dieser Form der neue Typus des individualistischen und kapitalistischen Unternehmers aus. Vor dem 17. Jahrhundert spielte er im Norden keine Rolle und trat zuerst als eingewanderter, meist deutscher oder holländischer Kaufmann auf. Auch diese Männer sind vom Abenteuerertum der Zeit umwebt, auch ihr Lebensweg geht oft in steilen Kurven und ihr Wagemut findet noch kein Gegengewicht in der ruhigen Abwägung ihrer wirklichen Kräfte.

Die überragendste Gestalt ist der erste schwedische Großunternehmer, der aus wallonischer Familie

stammende Dordrechter Bankier Louis de Geer. Er trat zu Gustav Adolf als großkapitalistischer Anleihegeber und Waffenlieferant in Beziehung, kam 1627 selbst nach Schweden und blieb seitdem fest mit der wirtschaftlichen und politischen Geschichte Schwedens verbunden. Mit sicherem Blick erkannte er die Bedeutung von Schwedens natürlichen Bodenschätzen, besaß oder kontrollierte die wichtigsten Teile des schwedischen Bergbaues und belieferte das schwedische Heer aus eigenen Waffenschmieden und Stückgießereien. Von dieser auch politisch unentbehrlichen Stellung aus schob er sich in alle Großunternehmungen des schwedischen Handels ein, sei es Nordlandhandel, Afrikahandel oder neue industrielle Anlagen im Inland. Bei solchen unbalanzierten Unternehmungen blieben auch ihm Fehlschläge nicht erspart. Allein er brachte die überlegene Klarheit und Weltkenntnis des holländischen Handelsherrn mit, die ihn vor Entgleisungen bewahrte und neben Gustav Adolf und Oxenstierna als ebenbürtige freie Persönlichkeit erscheinen läßt.

Damit überragt er den Typus des zeitgenössischen nordischen Kapitalisten. Aus der Fülle der Erscheinungen greife ich nur zwei Namen heraus, die dieses abenteuernde Unternehmertum zeigen sollen, das frei von Bindungen und moralischen Bedenken das Wagespiel des Geldes spielt, den Kopenhagener Kaufmann Henrik Müller und den Bergener Großkaufmann Jörgen Thor Mölen, beide, wie die Namen zeigen, deutsche Einwanderer.

Henrik Müller begann als Kammerschreiber, also als Beamter, und war in der Zollverwaltung zu Reichtum gekommen. In der abenteuerlichen und spekulantenhaften Spätzeit Christians IV. machte er mit Flottenlieferungen unsaubere Geschäfte. Als einer der Hauptgläubiger der tiefverschuldeten Krone ließ er sich zum Generalzollverwalter machen, um sich an den staatlichen Einkunftsquellen schadlos zu halten, und sicherte sich bedeutende Anteile an den neuentdeckten norwegischen Kupfergruben. Den Islandhandel beherrschte er zeitweise völlig mit einem ausbeuterischen Monopol und hatte auch sonst in allen Unternehmungen der Zeit Hand und Geld im Spiel. Sein Verhältnis zu Staat und Krone ist also dem de Geers in Schweden nicht unähnlich; aber zwischen jenen beiden großen Männern des Geldes ist derselbe Unterschied wie zwischen ihren königlichen Herren, der Unterschied zwischen der schöpferischen Persönlichkeit und dem Abenteurer.

Neben dem verschlagenen Krämertum des Kopenhagener wirkt das Kaufherrentum Thor Mölens großartiger in Aufstieg, Glanz und Verfall. Seine Fabriken, Webereien und Seilereien, Seifen- und Transiedereien, Salzwerke und Pulvermühlen, bildeten in Bergen ein ganzes Stadtviertel. Er beherrschte den Handel der alten Stadt und war, gestützt und getrieben vom Staate, an allen jenen Unternehmungen beteiligt, die die Ferne für Dänemark-Norwegen nutzbringend erschließen sollten — in der Nordsee so gut wie in den neubefahrenen Gewässern Grönlands, im Mittelmeer wie in den Fahrwassern der neuen Welt. Als wahrhafter Herrscher der fernen Handelsstadt und als oft betrauter Mann und Freund des Königs entfaltete er mit der großen Gebärde des Renaissancemannes einen fürstlichen Luxus und durchbrach mit der neuen Macht des Geldes die alten starren Standesgrenzen. Doch das unübersehbare Gebäude seiner Unternehmungen wuchs ihm über den Kopf und geriet ins Wanken. Die von ihm ausgegebenen Banknoten — das erste öffentlich anerkannte Papiergeld Norwegens — brachten ihm keine Hilfe mehr, dem Staate und der privaten Wirtschaft schwere Verluste. Damals brach der Abenteurer ungehemmt in ihm durch. Aus dem großen Handelsherrn wurde ein unruhiger Projektentwerfer, der verarmt und zahlungsunfähig 1709 starb.

Solche Männer sind typische Vertreter der kapitalistischen Lebens- und Wirtschaftsform in ihrer nordischen Frühstufe. Sie steht hier oben auf besonders schwankendem Boden und lockt darum besonders stark zum unternehmerischen Abenteurer. Doch wächst mit ihm eine neue Schicht reicher, vorerst meist ausländischer Bürger heran, die nicht mehr durch den Staatsdienst zu Macht und Ansehen gelangen oder sich durch Adelung dem alten ständischen System einordnen. Ihr Besitz steckt nicht mehr in Land oder gehäuften Bargeld, sondern in Schiffen, Aktienanteilen und Berechtigungen, in der Teilnahme an weitausschauenden Unternehmungen, in Spekulation und raschem Zugriff. Sie kennen das Bergwerk kaum, das ihnen Rente trägt, und haben die Angestellten kaum gesehen, die in ihrem Lohn arbeiten. Mit ihnen beginnt auch für den Norden jene Entwicklung, die das persönliche Verhältnis des Mannes zu seinem Besitz und seinem Betrieb aufhebt und die greifbar blutwarme Nähe geradlinig erworbenen Gutes in verwickelte Rechnungen verwandelt. Der Gutsherr stand wie der Kaufmann und Handwerker alten Schlages in einer persönlichen Bindung zu Besitz und Ware.

Jene neuen Männer waren frei von solchen Bindungen, im Norden überdies meist als Ausländer ohne eingeborenes Verhältnis zu Land und Volk. Aber ihr Reichtum gab ihnen die Geltungsmöglichkeit als Herren und Magnaten einer ganz neuen Art. Sie bildeten eine neue städtische Oberschicht, die sich mit der alten in Ansprüchen und Lebenshaltung messen, ja sie bald überflügeln kann. Vor allem in Norwegen, wo der Hof und ein landsässiger Adel fehlten, schmolzen die großen Handelsherren mit den obersten Beamten und den Spitzen der Kirche zu einer eigentümlichen städtischen und landfremden Bildungsschicht zusammen, die beziehungslos auf dem alten Bauerntum auflagert. Doch nicht nur in Norwegen, sondern im ganzen Norden kam mit den fremden Kapitalisten der neue, individualistische Bürgertypus ins Land. Er blieb das ganze 17. Jahrhundert hindurch noch zentralistisch verkapselt. Wie der Staat ihrer Hilfe bedurfte, so waren sie auf die Unterstützung durch den Staat angewiesen, den sie doch finanziell mehr oder weniger beherrschten. Sie brauchten die staatlichen Monopole, Steuerfreiheiten und Privilegien und ließen zum Entgelt die Art ihrer Unternehmungen weitgehend von den Wünschen des Staates bestimmen. Mehr als einer ist an Geschäften zugrunde gegangen, in die ihn der zentralistische Staat hineingezwungen hatte. Das bürgerlich-kapitalistische Zeitalter bereitete sich im 17. Jahrhundert erst vor; aber schon jetzt werden die alten Gewalten, Königtum und Adel, gezwungen, mit der kapitalistischen Entwicklung zu rechnen, sich ihr anzupassen oder von ihr überflügelt zu werden.

Am wichtigsten sind natürlich die Ansätze neuer Bindungsfreiheit auf geistigem Gebiet, in Religion, Wissenschaft und Kunst. Dabei fällt, wie wir gesehen haben, die Kirche für das ganze 16. und 17. Jahrhundert noch fort. Das Schicksal der Kryptocalvinisten zeigt den festen Willen der Kirche, ihre geschlossene Einheit zu wahren und jede Abweichung der Lehrmeinung zu unterdrücken.

Der große dänische Kirchenmann Jesper Brochmand schrieb in der Widmung einer Schrift gegen den Kryptocalvinismus an Christian IV. folgende Sätze: „Seit Deinem Regierungsantritt hast Du darauf hingearbeitet, daß alle Deine Untertanen über Gott und die göttlichen Dinge in gleicher Weise denken und reden. Und das hast Du mit solchem Erfolge getan, daß jene, die in religiösen Anschauungen abweichen, jetzt landflüchtig umherirren, weit fort von den Reichen und Ländern, die Deiner Majestät untergeben sind. Ein solches Glück können nur die richtig beurteilen, die durch Erfahrung gelernt haben, welche beständige Pest und Vernichtung für ein Reich eine gemischte Religion ist, die die Eltern gegen die Kinder, die Untertanen gegen die Obrigkeit bewaffnet und entflammt.“

Solange diese Auffassung die Kirche beherrschte und vom Staate gestützt wurde, ist eine neue geistige Bewegtheit in ihrem Innern nicht zu erwarten. Nur als Nährboden der religiösen Unbefriedigtheit hat die Erstarrung die religiösen Lösungsbestrebungen gefördert.

Auch die staatlichen Toleranzbestrebungen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehen fast nie von religiöser Erkenntnis, sondern von wirtschaftlicher Notwendigkeit aus und sind durch diese umgrenzt. Es galt, den zahlreichen ins Land berufenen Kapitalisten, Handwerkern und Arbeitskräften, namentlich calvinistischen Holländern und Franzosen, ein Recht auf freie Religionsübung in ihren Wohnungen oder Gotteshäusern, oft nur in bestimmten Freistädten oder -bezirken des Landes zu geben. Selbst diese Zugeständnisse waren der herrschenden Kirche nur mühsam abgerungen; den Gedanken der Religionsfreiheit auf die eigenen Landeskinder auszudehnen, ist auch dem aufgeklärten Staate des 18. Jahrhunderts nicht eingefallen. Verlassen der Landeskirche bedeutete noch lange den bürgerlichen Tod.

So sind es nur einzelne, individualistisch geweckte Persönlichkeiten gewesen, die aus der formerstarrten Kirche mit ihren dürftigen Kultformen und ihrer gemütsfernen Betonung der „Lehre“ zu grundlegend neuem religiösem Erlebnis vordrangen. Die Gegenreformation als Gesamterscheinung spielt höchstens vorübergehend für Schweden eine Rolle. Im allgemeinen glaubten nur einzelne unbefriedigte Geister in der katholi-

schen Kirche das zu finden, was die lutherische ihnen versagte. Schönheitsdurst und Sehnsucht nach dem Bildungsglanze Italiens trieb Kristina, das unmittelbare Erlebnis des katholischen Italien den berühmten dänischen Arzt und Naturforscher Nils Stensen in die Arme der alten Kirche. Unruhiges Geltungsbedürfnis lockte den intriganten schwedischen Dichter, Historiker und Jesuitenzögling Johannes Messenius zu einem frivolen Wechselspiel zwischen den beiden Konfessionen. Allen dreien verschloß sich das Vaterland — Messenius starb, als jesuitischer Geheimagent entlarvt, nach mehr als 20jähriger Kerkerhaft, Stensen als asketisch frommer „Episcopus in partibus“ für den Norden, Kristina in Rom, ohne ihr Vaterland wieder betreten zu dürfen.

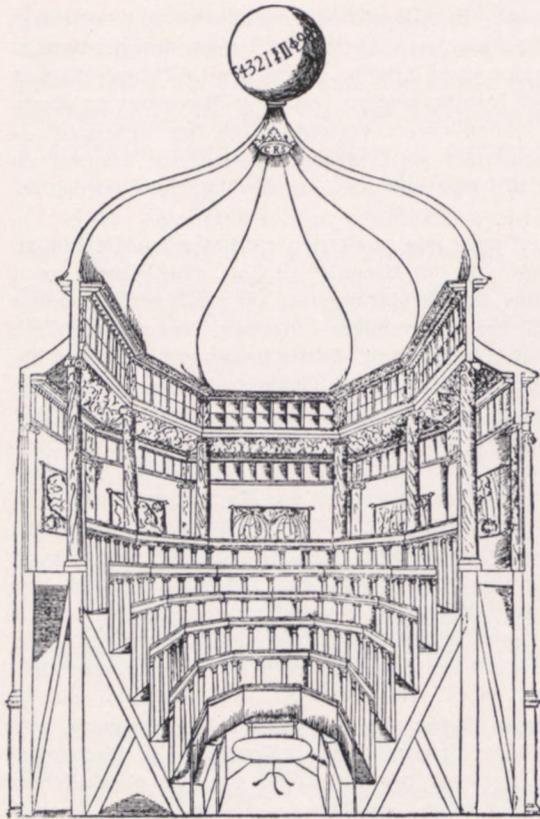
Stensen vertritt zugleich den langsam anwachsenden Typus des modernen europäischen Gelehrten, dem sich das Zentrum des Daseins vom Glauben zum Wissen, von der Hingabe an Gott zum Ringen nach Erkenntnis verschob. Was im Rationalismus und Empirismus der Aufklärungszeit zur rasch verflachenden Massenbewegung wurde, ist zunächst noch das erschütternde Erlebnis weniger Einzelner. Nur selten führte diese innere Erschütterung wie bei Stensen zu neuem religiösem Durchbruch. In der Regel verblieb ihnen die Kirche nur Hülle und Daseinsgewohnheit, die sie äußerlich beibehielten. Tiefere religiöse Bedürfnisse führten sie auf den Weg spekulativer Erkenntnisbestrebungen mystischer oder neuplatonischer Art. Wir können darin die Fortsetzung der spätkatholischen Individualmystik sehen. Magische Bedürfnisse erfüllten sie mit kabbalistisch astrologischen Grübeleien. So verband der erste Runenforscher Schwedens, Johannes Bureus, die Erforschung jener geheimnisvollen Zeichen mit der Versenkung in die Magie der Buchstaben und mit seelischer Gestimmtheit für mystisch-visionäre Erlebnisse. So behielt die Astrologie Raum im Leben Tycho Brahes. So beschäftigte den großen schwedischen Dichter und Altertumsforscher Georg Stiernhielm die neuplatonische Erkenntnis einer Urreligion hinter den einzelnen religiösen Formen des Altertums und des Orients. Indessen haben diese Männer wohl Schüler und Bewunderer gehabt, aber keinen Drang zur Propaganda ihrer einmaligen und ganz persönlichen religiösen Erlebnisse und Erfahrungen. d. h. zur sektenhaften Gemeindebildung. Sie vermieden damit den offenen Zusammenstoß mit der herrschenden Kirche.

Neben diesen Vorboten des kommenden Rationalismus regten sich namentlich in Dänemark seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Anzeichen vertiefter persönlicher Frömmigkeit als Vorläufer des Pietismus. In Holger Rosenkrands haben wir bereits einen Mann kennengelernt, der sein Leben aus dem persönlichen Verhältnis zu Gott bestimmte. Noch stärker als er gemahnt der ältere Jens Dinesen Jersin, zuletzt Bischof in Ripen, an die Durchbruchfrömmigkeit des Pietismus. Die Erzählung von seinem entscheidenden religiösen Erlebnis ist bezeichnend. Während seiner Lehrtätigkeit an der Akademie in Sorö pflegte er — so wird berichtet — allabendlich in der Kirche mit seiner Laute Gott zu preisen. Dabei hatte er eines Abends am Grabe des großen Bischofs Absalon ein erschütterndes inneres Erlebnis, das er niemandem offenbarte, das ihn aber hinfort zu einem innigen Leben in Gott, zur Abkehr von der Welt und zur Unbefriedigung mit der bloßen Glaubensgerechtigkeit bewog. Dieses Erlebnis, dessen Inhalt niemand kennt — es ist der Ausdruck für das neue, persönliche Gotteserlebnis, das im Pietismus Gemeingut wurde. Es ist daher kein Zufall, daß gerade Jersins Andachtbücher neben ihrem berühmteren Artgenossen, Arndts wahren Christentum, ungeschwächt bis ins 18. und 19. Jahrhundert nachgewirkt haben.

Sein jüngerer schwedischer Geistesverwandter, der Bischof Jesper Svedberg (1653—1735), in dem sich die visionäre Veranlagung seines berühmteren Sohnes Emanuel Svedenborg schon stark andeutete, leitet mit seiner erlebnishaften, undogmatischen Frömmigkeit unmittelbar zum Pietismus hinüber, dessen Einbruch er noch erlebt hat, ohne sich ihm anzuschließen.

Bei weniger ausgeglichenen Persönlichkeiten wirkte das religiöse Individualitätserlebnis als Aufblitzen der alten Schwarmgeister, als beginnendes Sektierertum. Die innerlich ergriffene, zugleich aber schwärmerisch spekulative Lehre des Mystikers Valentin Weigel in Holstein, die Gestalt des norwegischen Lektors Niels Chronichius, die finnischen Schwarmgeister um Ulstadius sind solche vom religiösen Erlebnis zersprengte Abenteurer. Sie haben eine ungehemmt redselige Bekenntnisfreude; das aufgeblasene Geltungsgefühl von Emporkömmlingen entlädt sich bei ihnen mit den geborgten Tönen der Prophetie und Apokalypitik und in ungehemmter Scheltkritik an der Geistlichkeit der herrschenden Kirche. Die Echtheit des religiösen Grunderlebnisses ist bei ihnen allen nicht zu bezweifeln, doch übersteigert sich ihr kleines, schwankes Ich im Bewußtsein ihrer göttlichen Mission ins Abenteuerliche.

Das Gegenbild solcher verkrampften Gottbesessenheit ist die Teufelsbesessenheit bei vielen Opfern esd Hexenwahns. Der Glaube an die eigene Besessenheit ist mit der Auffassung als einer epileptisch psychiatrischen Epidemie, einer gefährlichen Massenpsychose nicht erklärt. In dem verwickelten seelischen Gesamt-



60. Olaf Rudbecks „Anatomisches Theater“ in Uppsala. Aus Rudbecks „Atlant“ 1679.

vorgang des Hexenglaubens muß man dem Eindringen des individualistischen Denkens und der Überwältigung einfacher Seelen durch dies neue Erlebnis Rechnung tragen. Der Glaube, selbst eine Hexe zu sein, das hysterische Bekenntnis zu den schamlosen höllischen Erlebnissen des Hexentums ist bewußt oder unbewußt zugleich der Drang des Individuums nach Abweichung vom Typus, nach Betreten von Bezirken, die dem gebundenen Menschen verschlossen waren. Und selbst die zweifelloste Steigerung von epileptischen und manischen Erkrankungen, die der Psychiater hinter den Aussagen der Hexenprozesse erkennt, ist nur ein Anzeichen für die Gewalttätigkeit der seelischen Erlebnisse in jener Durchbruchzeit. Die Besessenen der berüchtigten dänischen Hexenvorgänge von Kjööge (1607/08) und Thisted (1698), der schwedischen von Dalarne (1668ff.) sind nicht anders zu beurteilen als etwa Erich XIV., dessen Erlebnis des Individuums ja ebenfalls in Wahnsinn endete. Ganz folgerichtig verschwanden daher im 18. Jahrhundert, als das Erlebnis der Individualität sicherer und gewohnter geworden war, zwar nicht die magischen Vorstellungen, aber die aufgeregten Formen der Besessenheit.

In den bisherigen Abschnitten ist das Einstrahlen individualistischer Regungen in die Bezirke zentralistischen Daseins wiederholt als „renaissancehaft“ bezeichnet worden. Damit ist schon gesagt, daß wir Renaissance nicht nur in dem engen Sinne einer Wiedererweckung des klassischen Altertums als gestaltender und wegweisender Kraft für die Gegenwart auffassen, sondern in

dem weiteren Sinne der Lösung des Individuums aus den bindenden Kräften, sowie aller Mittel und Ausdrucksformen, die diesen Lösungsvorgang begleiten. Sie machen sich in allen Daseinsgebieten gegen den Widerstand der Bindungskräfte bemerkbar. Ihren vollkommensten Ausdruck finden sie indessen in den Bezirken geistiger Betätigung. Selbstbewußtsein des Individuums bedingt eine neue Wertung der Lebensgüter und eine neue, gebieterische Art ihrer geistigen Eroberung. Hier erleben wir jene Verschiebung des geistigen Mittelpunktes vom Schöpfer zur Schöpfung, vom Glauben zum Erkennen, von Sündenlast zum Weltglück, die den modernen Begriff einer europäischen Kultur geschaffen hat, die eben jetzt ihre schwerste Krisis zu Untergang oder Erneuerung durchmachen muß.

Wissenschaft und Kunst sind uns daher wichtigster Ausdruck dieser Zeit; von ihrem Anteil am Kulturleben des Nordens haben wir nunmehr zu berichten. Wir werden uns dabei fast ausschließlich im 17. Jahrhundert bewegen, denn das 16. Jahrhundert war ja im Norden noch ganz von zentralistischer Neugestaltung beherrscht und in jenen wesentlichsten Ausdrucksformen des Renaissancegeistes unschöpferisch. Kulturgeographisch tritt damit ein entscheidender Umschwung der geistigen Verknüpfungen ein. Die alten lutherisch-reformatorischen Bindungen an Deutschland wurden durch neue, künstlerische und wissenschaftliche an Holland, Frankreich und Italien, später auch an England verdrängt.

Der moderne Wissenschaftsbegriff im Sinne freier Erkenntnisforschung wurde im 16. und 17. Jahrhundert als geistige Welteroberung namentlich an den Naturwissenschaften entwickelt; Astronomie als Eroberung des Makrokosmos, Anatomie als Eroberung des Mikrokosmos sind daher die zeitgemäße Wissenschaften, von denen die übrigen Gebiete der Naturforschung

ausstrahlen. In der Schar ihrer Verehrer bildete sich ein weltbürgerliches Gemeinschaftsgefühl aus; sie sind die ersten Verkörperer des nachreformatorischen Begriffes „Europa“. Der Astronom muß Kosmopolit sein,“ sagt eines der größten nordischen Mitglieder dieser Gelehrtenrepublik, Tycho Brahe, und er erklärt es näher: „Allenthalben ist die Erde unter uns und der Himmel über uns, und für den Kühnen ist überall Vaterland.“

Alle großen Naturforscher des Nordens haben mehr oder weniger lange in den Brennpunkten der Forschung: Leyden, Paris, Basel, Padua gearbeitet und dort ihre wissenschaftlichen Großtaten geleistet oder vorbereitet. Auf dem Gebiet der Naturforschung war Dänemark unbedingt überlegen; seinen weltberühmten Namen: Tycho Brahe, Ole Worm, Thomas Bartholin, Ole Römer, Niels Stensen hat Schweden ebenbürtig nur den jungen Olaf Rudbeck an die Seite zu stellen, und seine eigentliche kulturgeschichtliche Bedeutung liegt nicht hier, sondern in der Altertumsforschung. Während Uppsala neue Gedanken nur widerstrebend aufnahm, gehörte Kopenhagen in den Kreis der hervorragenden Stätten naturwissenschaftlich-medizinischer Forschung.

Diese neue Forschergeneration ist sich der Größe ihrer Stunde bewußt. Sie sah die alte Welt des Ptolemäus und Galen zusammenbrechen und machte sich allseitig und kühn an den Aufbau einer neuen. Das vorsichtige Spezialistentum des 18. Jahrhunderts ist ihnen noch fremd. Sie genießen das schöpferische Glück der Neuentdecker und fühlen sich im geistigen Bezirk den Großen der Welt ebenbürtig. Erst mit diesen Eigenschaften ist die kulturgeschichtliche Stellung des Renaissanceforschers angewiesen. Tycho Brahe möge als Beispiel dienen.

Mit der Selbstverständlichkeit des geborenen Herrschers nahm er die reichen Mittel entgegen, die der Staat ihm großzügig darbot, überzeugt, daß alles, auch der Staat, der Wissenschaft dienstbar zu sein hat. Um den Mittelpunkt seiner Astronomie baute er seine Insel Hven im Öresund zu einem kleinen Staat im Staate aus. Selbstherrlich und rücksichtslos preßte er seine Bauern aus, nicht zu eigenem Genuß, sondern einer einzigen Herrin zu Dienst verpflichtet, der Muse Urania, nach der er sein kuppelgekröntes Renaissance-schloß Uraniborg nannte. Als dann der unvermeidliche Zusammenstoß zwischen dem autonomen Staate und dem autonomen Individuum eintraf, nahm ihm der Staat alle Einnahmequellen ebenso ausladend, wie er sie gegeben hatte. Schwer getroffen, doch im Kern seines Selbstbewußtseins ungebrochen, nahm Brahe den Fehdehandschuh auf, verließ — Weltbürger im astronomischen Reich — die Heimat und setzte sich mit Christian IV. in einem Briefe auseinander, in dem er, zu großer Empörung des Königs, wie ein Gleicher zu seinesgleichen sprach.

Der Name Renaissance hat ja indessen ursprünglich den engeren Sinn: Wiedergeburt der Antike. Aber in ihrem Heimatlande Italien hat sie ihre besondere Bedeutung; denn aus der Wiedergeburt der Antike erblühte dort die Neugeburt der Nation. Das erschütternde Erlebnis der Antike ist für den Italiener das Selbstbewußtwerden an der großen Vergangenheit. Die römischen Autoren wurden zugleich zu Schriftstellern der eigenen Vorzeit, die Ruinen der alten Bauten zu Kündern alter Herrlichkeit.

Das mußte sich außerhalb Italiens ändern. Wiederentdeckung der Antike und Selbstbewußtwerden der Nation blieben keine Einheit mehr. Die Entdeckung des Altertums hat zwar überall, so auch im Norden ihre Bedeutung gehabt, aber sie konnte sich nicht wesenhaft mit der eigenen Geschichte, Sprache und Tradition verbinden. Es kommt zu der Spaltung zwischen humanistischer und nationaler Renaissance, die außerhalb Italiens so charakteristisch ist. Die Begeisterung für die Antike, die wir Humanismus nennen, bleibt unerlebt, volksfremd, ein Stück „Bildung“. Die Begeisterung für das eigene Altertum ist davon wesensverschieden. Ihre rauschhaft glühende Art zeigt, daß nur hier das zentrale Renaissanceerlebnis „Selbstbewußtwerdung“ vorliegt. Dem zentralistischen Begriffe: Staat tritt der neue Begriff der „Nation“ gegenüber. Er wird zum Ausgangspunkt aller kulturwissenschaftlichen Forschung. Und hier hat der Norden seine größten Ruhmestaten zu verzeichnen.

Verfolgen wir diese beiden Linien im Norden, so fällt das Fehlen des Humanismus als

Kulturwert auf. Nur Außenposten — und fast nur dänische — verdienen kurze Erwähnung. Die humanistische Arbeit des Frühprotestantismus am Bibeltext war außerhalb des Nordens schon geleistet. Soweit die nordischen Bibelübersetzer überhaupt über Luther hinausgingen, fanden sie sich durch Erasmus und Melanchthon voll befriedigt.

Olaus Petri benutzte Luther und den lateinischen Text des Erasmus, zog aber als Schüler Melanchthons für das neue Testament vermutlich auch dessen griechisches Original heran. Seine Übersetzung (Gustav Vasabibel) lag der Revision von 1618 (Gustav Adolfbibel) zugrunde, bei der eine neue Vergleichung mit den hebräischen und griechischen Grundtexten mehr gefordert als durchgeführt wurde. Noch weniger humanistisch ging es in Dänemark zu. Das neue Testament von 1524 ruhte auf Luther und benutzte an lateinischen Texten nebeneinander Erasmus und die katholische Vulgata; Christiern Pedersen, obwohl humanistisch berührt, übersetzte 1529 nach der Vulgata, während seine Gesamtbibel von 1550 sich auftragsgemäß ausschließlich auf Luther stützte. Die späteren Revisionen, Frederiks II. Bibel von 1589 und Resens Ausgabe von 1607, sind kaum darüber hinausgekommen.

Die großen organisatorischen Aufgaben in Kirche und Staat haben im Norden für humanistischen Geist kaum Platz gelassen. In Schweden finden wir humanistische Ansätze teils bei Theologen, die sich ganz im Rahmen der lutherischen Orthodoxie an Petrus Ramus anschließen (Laurentius Paulinus Gothus 1565—1646 u. a.), teils bei einzelnen Persönlichkeiten des Spätkatholizismus. In Dänemark darf man den letzten geistigen Vorkämpfer der katholischen Kirche, Poul Helgesen (Paulus Eliae) als humanistische Persönlichkeit von Rang bezeichnen. Dieser aufrichtige und feingeistige Vorsteher des Karmeliter-Kollegiums in Kopenhagen ist von der reformatorischen Polemik als Heuchler und Schleicher mit dem Hohnwort „Vendekaabe“ (der den Mantel nach dem Winde kehrt) gebrandmarkt worden. In der Tat gleicht seine Stellung der des Erasmus, den er verehrte und dessen *institutio principis* er übersetzt hat. Er hat die gleiche freie, überlegene Kritik an den wirklichen Mißständen der Kirche, dasselbe Aufhorchen auf Luthers erste Kampfrufe, aber auch die gleiche Abneigung gegen die zerstörende Richtung, die Luthers Bewegung zu nehmen schien. Nur blieb ihm in Dänemark die moralische Stütze und Anerkennung versagt, als er sich von seinem Gewissen zum Kampfe berufen fühlte, ohne eine Kämpfernatur zu sein. So ist er in den Wirren der dänischen Reformationszeit untergegangen. Auch im dänischen Frühprotestantismus treffen wir in Christiern Pedersen einen Mann, der während seiner Pariser Studien humanistischen Einflüssen zugänglich wurde und mit seiner Ausgabe von Saxos Dänengeschichte — die er damit für uns bewahrt hat — einen Ausdruck seiner zugleich nationalen und humanistischen Geistesrichtung gegeben hat, während seine eigenen Geschichtswerke in ihrem Stil humanistischen Anhauch zeigen. Im späteren 16. Jahrhundert erblühte dann in Dänemark eine nicht ganz unbedeutende neulateinische Dichtung. Der bekannteste dieser Dichter, Erasmus Lätus (Rasmus Glad), vereinigte in seinem Wesen typische Humanistenzüge, Eitelkeit und Ruhmsucht, aber auch wirkliche Formbeherrschung und ehrliche Begeisterung für Geschichte.

Die wirklichen Einflüsse der Antike auf das Kulturleben des Nordens darf man nicht in humanistisch gelehrter Tätigkeit suchen. Erst die schon ins Bildungsbewußtsein des 17. Jahrhunderts fest übergegangene Antike als Renaissancedichtung mit ihren antikisierenden Bestandteilen (antike Versmaße, mythologischer Apparat, Hirtendichtung) und als entsprechende Bildkunst wurden für den Norden bedeutsam. Die Vorstellung der höfisch gebildeten Oberschicht erfüllte sich langsam und unbewußt mit ihren Formen. Man kann die Geschichte dieses Vorgangs nicht schreiben, sondern ihn nur mit Beispielen belegen. Die Namen verraten mancherlei, und zwar nicht nur die Latinisierung der Eigennamen als Gelehrtenbrauch, der die zahlreichen schwedischen Namen vom Typus Noreen, Gagner, Danell, Montelius ihrer Entstehung verdanken, sondern auch das Eindringen antiker Eigennamen als Vornamen. Der hervorragende Hannibal Sehested — um nur ein Beispiel zu nehmen —, einer der „Schwiegersöhne“ Christians IV. ließ auf die Fahne seiner Truppe schreiben: „Hannibal ante portas“ und zeigt damit, wie lebendig er sich der inneren Bedeutung seines Namens bewußt war.

Handgreiflich zeigt uns die nordische, vorwiegend von Ausländern geübte Porträtkunst des 17. Jahrhunderts den Zusammenhang mit der europäischen Porträtform der Spätrenaissance, die sich bewußt am Ideal des römischen Imperatorenporträts bildete. Das höfische Fest durchflocht sich mit Emblemen und Allegorien aus der antiken Welt. Die großen Prachtaufzüge vermischten naiv-turnierhafte Ritterromantik mit äußerlich aufgefaßter Antike, was wenigstens durch zwei Beispiele veranschaulicht werden möge. Bei seiner Krönungsfeierlichkeit ließ Christian IV. mit drei Männern des hohen Adels eine Herausforderung zum „Rennen“ ergehen, als: Alexander, Hannibal, Scipio und Hektor, Ritter von Dardanien und Turnier-

brüder des edlen Ordens in Caledonia. Pomphafter ist die antike Verkleidung bei einem Aufzuge während der Hochzeit seines Sohnes (1634), die eines der kostbarsten Renaissancefeste des Nordens war. Hier traten auf: ein Wagen, einen arkadischen Garten darstellend, gefolgt von „Chaos“, den vier Elementen, Tag und Nacht und „Antiquitas“. Danach kam Proteus und weitere vier Wagen mit den vier Menschenaltern, ein Wagen, den Janustempel darstellend, eine Gruppe „Numa Pompilius“. Dann erschien der König selbst mit dem Prinzen, in goldenen Rüstungen „wie man Marc Aurel auf Münzen sieht“; den Abschluß bildete ein Wagen als Schiff mit Meerungeheuern. So kleidete sich die Lust an bunter Lebensfülle bei jedem höfischen Fest in die Form üppiger antiker Allegorien, und dieses zentralistisch eingefügte, pomphafte Altertum bedeutet kulturgeschichtlich für den Norden mehr als der Arbeitsernst und der Gelehrtendünkel humanistisch angehauchter Schriftsteller.

Nicht die humanistische, sondern die nationalromantische Renaissance ist indessen für den Norden entscheidend geworden. Sie erstreckt ihren Einfluß tief in die dichtende und bildende Kunst hinein und gibt dem Denken und Dichten des Nordens eine bis heute nachdauernde Färbung, auch wenn die damals geschaffenen Formen nicht mehr gültig sind.

Für die Denk- und Fühlweise dieser Richtung verwenden wir das Stichwort: „götisch“. Es besagt, daß die Selbstbewußtwerdung der nordischen Völker aus dem staunenden Erlebnis ihrer uralten Eigenart, Einheit und Größe hervorstach. Nirgends ist außerhalb Italiens die nationalromantische Entdeckung des eigenen Altertums so inbrünstig und mit so tiefer Wirkung betrieben worden wie im Norden. Der zentralistische Staat hat die Bewegung gefördert und Vorteil aus ihr gezogen. Dennoch ist sie seinem Wesen fremd; denn er ging von dem Territorium aus: Begriffe wie Nationalität, Muttersprache, Heimat bedeuteten zentralistischer Denkweise nichts, wie die mühelose Eingliederung der fremden Zuwanderermassen beweist. Dagegen lebte die götische Bewegung in den Begriffen Volk, Nation, Land, die irrational nur aus dem Gesamterlebnis der einmaligen Gestalt ableitbar sind und deren sie sich an dem ebenfalls nur der Phantasie zugänglichen Begriff des „uralten Nordens“ bewußt wurde. Geschichtsschreibung aus diesem Denken heraus kann nicht in erster Linie Erforschung, sie muß Verherrlichung sein. Erst die Aufklärungszeit übertrug den Begriff „objektive Wissenschaft“ als reine Tatsachendarstellung auf kulturwissenschaftliche Aufgaben. In der Geschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts herrscht dagegen die dichterisch gestaltende und spekulativ deutende Phantasie. Ihre Quellen fand sie in der selbst schon romantisierenden Vorzeitliteratur des alten Island, in Saxos nationalromantischer Dänengeschichte und in den Bodenfunden, deren Deutung und Ordnung der Phantasie noch ungehemmten Spielraum ließ. Weit mehr als die Naturforscher sind die Kulturforscher der Renaissance Abenteurer des Geistes gewesen, wesensverwandt den Abenteurern der Politik und des Handels.

In ihrem Verhältnis zur götischen Bewegung unterscheiden sich Schweden und Dänemark sehr wesentlich, was ebenso im Charakter wie in den äußeren Schicksalen der beiden Völker begründet ist. Während Dänemark, das auf naturwissenschaftlichem Gebiete führte, auch die Sammlung und Verarbeitung des geschichtlichen und altertumskundlichen Materials früh in die Bahnen nüchterner Erfahrungswissenschaft lenkte, ist Schweden die eigentliche Heimat der götischen Urzeitromantik. Mystik und Pomphaftigkeit sind in schwedischer Wesensart vereint, und die großen Erlebnisse des nationalen Aufstiegs übersteigerten ganz natürlich das nationale Geltungsgefühl.

Es ist kein Zufall, daß die götische Bewegung in Schweden nicht aus der lutherischen Orthodoxie, sondern aus dem Spätkatholizismus erwuchs. Olaus Petris nüchterne, schwedisch geschriebene „Chronik“ blieb wirkungslos vergessen. Die Zeit schöpfte ihr Geschichtsbewußtsein vielmehr aus der *Historia de omnibus Gothorum Sveorumque regibus*, mit welcher der letzte katholische Erzbischof Schwedens, Johannes Magni, seinem auch in der Verbannung noch geliebten Heimatlande die uralte herrliche Geschichte schrieb und die 1554 in Rom erschien. Nicht nur Erich XIV. hat sich in die „Historia“ so vertieft, daß er sie im Gefängnis ins Schwedische übersetzte, sondern bis zu Gustav Adolfs Zeit entstanden nicht weniger als drei weitere Übersetzungen, die das Werk auch den Ungelehrten zugänglich machte. Zusammen mit dem reich

illustrierten ethnographischen Handbuch seines Bruders Olaus Magni (*Historia de gentibus septentrionalibus*, Rom 1554) bildete sie die rechte Lektüre für das Schwedentum der Großmachtzeit mit seinem entfachten und zuletzt überhitzten nationalen Hochgefühl. Aus diesen Werken und solcher Stimmung schöpfte der schon genannte Johannes Messenius Stoff und Geist seiner Dramen aus der schwedischen Geschichte, die er mit seinen Studenten aufführte und die er zu einem gewaltigen Gesamtwerk von 50 Dramen auszubauen gedachte. Es blieb unvollendet, denn Messenius verschwand im Gefängnis von Kajaneborg, von wo aus er seinem Volke das mächtige Geschichtswerk der *Scondia illustrata* schenkte, das erst im 18. Jahrhundert gedruckt wurde.

Gipfel und Abschluß der nationalromantischen Richtung bedeutet jedoch erst die Kraftgestalt Olaf Rudbecks (1630—1702). Sein Riesenwerk „*Atlant*“ oder „*Manhem*“ sammelte mit selbstbewußter Vollblütigkeit alle Kräfte der Nationalromantik und baute nicht nur Schwedens uralte Geschichte mit allem Glanze wieder auf, sondern erfüllte auch das alte Historikerwort, daß Skandinavien der Mutterschoß der Völker sei, bis zum äußersten mit Leben. Rudbeck sah in Schweden nicht nur das älteste Kulturland der Menschheit, die Wiege aller menschlichen Gesittung, in der schwedischen Sprache die älteste und edelste der Welt und in allen großen Heroen der Weltgeschichte schwedische Männer und Frauen. Er verlegte auch die griechische Trauminsel Atlantis nach Schweden und machte damit sein Vaterland zur Heimat aller Träume von einem goldenen Zeitalter. Mit der Fülle seiner historischen, archäologischen und ethnographischen Kenntnisse, dem mächtigen Zauber seiner wissenschaftlichen Phantasie und dem naiven Stolz des Schweden der Großmachtzeit führte er seine geistigen Beutezüge wie die schwedischen Generale ihre kriegerischen. So ist der Name „Rudbeckianismus“ zur Bezeichnung der ganzen phantastisch-romantischen Urzeitbegeisterung geworden. Nach dem Zusammenbruch Schwedens verlor sie ihren Sinn, und die Epigonen des Rudbeckianismus wurden zum Gelächter der verstandesbetonten Aufklärungswissenschaft. Doch als Unterströmung durchzieht die nationale Romantik die ganze Aufklärungszeit, und selbst ihr führender Historiker, Olof Dalin, dessen Geschichtswerk den Rudbeckianismus vernichten wollte, ist stark von ihm beeinflusst. In dem nationalen Erhebungswerk Gustav III. und noch mehr in seiner nationalen Dramatik klingt rudbeckianischer Schwung nach. Und die nationale Romantik des 19. Jahrhunderts nannte sich bezeichnend die „götische“ Bewegung. Das Bewußtsein geistiger und geschichtlicher Zusammenhänge mit der germanischen Welt des alten Nordens, so wirkungslos es gegenwärtig zu sein scheint, ist ein lebendiger Wert in der skandinavischen Geistigkeit.

In Dänemark erhalten wir ein recht anderes Bild. Die zeitgenössische Geschichte gab nicht wie in Schweden den großartigen Resonanzboden für hochgestimmte Urzeitphantasien her. Zudem besaß man in Saxos Dänenchronik einen unverrückbaren Ausgangspunkt, und sie stimmte mit Wesen und Wünschen renaissancehafter Geschichtsschreibung überein. Saxo für das allgemeine Bewußtsein zu gewinnen, war die eine Aufgabe (Vedels dänische Übersetzung 1575, Stephanus' noch heute wertvolle kommentierte Ausgabe 1664), ihn „fortzusetzen“ die andere. Ihre Lösung fand sie in der dänischen Geschichte des Reichskanzlers Arild Huutfeld. Sie ruht methodisch auf Urkundenforschung, darstellerisch auf der Herausarbeitung ethisch-pragmatischer Zusammenhänge. Sie hat ihre Geistesverwandten in der humanistisch memoirenhaften Geschichtsschreibung des Franzosen Philipp de Commines, nicht in der nationalromantischen des Schweden Johannes Magni.

Soweit eine romantische Urgeschichtsschreibung auch in Dänemark auftrat, wurde sie hier durch die Abwehr schwedischer Übergriffe hervorgerufen. Denn das Werk Johannes Magnis wurde geradezu als Urkunde zur Begründung politischer Ansprüche verwendet. Der Streit Dänemarks und Schwedens um die Heimat der alten Goten — ob Götland oder Jütland — spielte auch politisch eine Rolle und spiegelt sich in der Bezeichnung „König der Goten“ in der Titulatur beider Länder wider. Allein der dänischen Geschichtsschreibung fehlt dabei das Rückgrad nationaler Großmachtgeltung; sowohl die sonderbare Fälschung des „gotländischen Dokumentes“, aus der eine bis Adam reichende dänische Urgeschichte hervorgehen sollte, als auch die darauf gegründete Synopsis *historiarum Danicarum* Lyschanders (1622) haben nur die Maßlosigkeit, nicht die Großartigkeit ihrer schwedischen Artgenossen und wurden durch Rudbecks Atlant erledigt.

Das Wesentliche dieser Geschichtsschreibung liegt nicht in den Einzelheiten ihrer Spekulation. Weder die Verknüpfung mit der biblischen Urgeschichte oder mit der antiken Sage (Troja, Alexander) noch die kühnen ethnographischen und ethymologischen Verbindungen der Goten mit den Geten, der Dänen mit den Dakern, der Asen mit Asien sind neu. All das

war in der mittelalterlichen Spekulation vorbereitet. Neu ist die Allseitigkeit und der brennende Wissensdrang, der sich nicht wie die mittelalterliche Wissenschaft mit einer bestimmt umgrenzten kanonischen Überlieferung begnügte, sondern sich unablässig um neue Funde, Quellen und Schlüsse mühte. Denn zu Renaissance gehört eine neue Freude des Suchens und eine wahre Trunkenheit des Findens, die nicht selten zur Lust des Erfindens, zur wissenschaftlichen Fälschung wurde. Und an keiner Stelle des außeritalienischen Europa wurde das Suchen so belohnt wie im Norden. Denn anders als in Deutschland war hier das eigene vorchristliche Altertum nicht stumm und tot. Auf Island hatte es weitergelebt, und man entdeckte jetzt die Schätze der isländischen Handschriften. Aber auch der Boden gab reiche Ernte. Waren die Augen einmal geöffnet, so sah man sich in Runensteinen, Grabhügeln und anderen Bodenfunden von einer Welt des eigenen Altertums umgeben. Isländisches Schrifttum und heimische Bodenschätze bedeuteten für den Norden dasselbe wie die antiken Handschriften und Ruinen für Italien.

Es darf schließlich nicht vergessen werden, daß die „isländische Renaissance“ auf der Insel selbst neues geistiges Leben weckte und daß eine Reihe ihrer hervorragendsten Träger Isländer gewesen sind, Männer wie Torfaeus und Arni Magnússon, Arngrímur Jónsson und Magnús Ólafsson von Laufás, Björn Jónsson auf Skarðsá und Brynjólfur Sveinsson, der gewaltige Bischof von Skálholt.

Island wurde so gründlich nach seinen alten Handschriften abgegrast, daß sich heute kaum noch spärliche Reste davon auf der Insel selbst befinden. Den Löwenanteil sicherte sich Dänemark, das — echt zentralistisch — ein Monopol auf isländische Handschriften legte und die Sammlung nach den Methoden kolonialer Ausbeutung betrieb. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts brachten königliche Beauftragte mit Überredung oder Zwang die reichen Schätze zusammen, die namentlich der Sammlerkönig Frederik III. seiner Bibliothek einverleibt hat. Doch auch private Sammler wie Ole Worm, Thormod Torfaeus und namentlich Arni Magnússon haben in Original und Abschrift gewaltige Massen angehäuft. Sehr vieles ist dem Brande Kopenhagens von 1728 zum Opfer gefallen — das Erhaltene vermittelt noch immer einen Eindruck dessen, was damals in Kopenhagen zusammenströmte.

Doch auch Schweden glaubte sich zu Ansprüchen auf diesen „götischen“ Besitz berechtigt. Allein weder das, was die eigenen Bibliotheken enthielten, noch was durch Kauf und Tausch zu erlangen war, genügte Kristinas unersättlichem Sammeleifer. Sie organisierte eine wirkliche Handschriftenpiraterie und ließ kriegsgefangene Isländer unter der Bedingung frei, daß sie unter Durchbrechung des dänischen Monopols in ihrer Heimat Handschriften sammelten und nach Schweden schmuggelten. Am ergiebigsten war die Tätigkeit des isländischen Studenten Jon Rugman, durch den die Bibliotheken von Stockholm und Uppsala nicht wenige handschriftliche Kostbarkeiten erhielten.

Die folgenreichste Entdeckung dieser Sammlerzeit war die Auffindung unserer einzigen alten Eddahandschrift. Da ihre Entdeckungsgeschichte zugleich für die Wissenschaft der Zeit charakteristisch ist, möge sie als anschauliches Beispiel kurz behandelt werden. Im Jahre 1643 kam Brynjólfur Sveinsson — unbekannt wie — in ihren Besitz. Er ließ sie binden und mit dem Monogramm L, L versehen, d. h. *lupus loricatus*, die humanistische Deutung des Namens Brynjólf (Brünne + Wolf). Zwanzig Jahre später übergab er sie Torfaeus als großzügiges Geschenk des Kirchenfürsten für den Landesherren. Als bald nach Auftauchen der Handschrift wandte ihr die Forschung ihr Interesse zu und übertrug den Namen Edda von Snorris bekanntem Skaldenlehrbuch auf diese Liedersammlung. Denn man glaubte, in ihr die Quelle von Snorris Wissen gefunden zu haben. Als Verfasser bot sich sofort Saemund der Weise, ein isländischer Geistlicher und Gelehrter des 11./12. Jahrhunderts, der — ein Albertus Magnus des Nordens — wegen seiner tiefgründigen Gelehrsamkeit früh in den Ruf der Zauberkunde kam und um den sich ein ganzer Sagenkranz flocht. Damit war die Handschrift in einen ersten Zauber der Mystik getaucht. Allein er genügte nicht. Schon vor der Auffindung unserer Handschrift hatte Magnús Ólafsson eine Quelle Snorris erschlossen und als „ältere Edda“ angesprochen, diese aber in die Zeit der Asen oder ihrer ersten Nachkommen zurückverlegt. Und wenn man jetzt diese Asen-Edda in unserer Handschrift wiedererkannte, so war erst damit die echt renaissancehafte Einordnung erfolgt.

Neben der Handschrift stand in Italien die Ruine und die Statue. Der Norden mit seinen Holzbauten und seiner stark ornamentalen, in den Großformen primitiven Holzskulptur konnte



61. Die drei Hauptgötter im Tempel von Uppsala, Frigg, Odin, Thor. (Aus Olaus Magnis Historia.)

wie heute auf die Einbildungskraft; denn in ihnen paarte sich ehrwürdiges Alter mit geheimnisvoller Weihe, und der oft bis heute dunkle Inhalt der Inschriften ließ der Phantasie breitesten Spielraum.

Auch in der Archäologie spüren wir wieder den Unterschied zwischen schwedischer und dänischer Art. In Schweden eröffnete Johannes Bureus, der Mann der mystischen Spekulation und kabbalistischen Sprachbetrachtung, die Runenforschung. Er war der erste, der den Wert der Runen als Urkunde erkannte, und der Vater der schwedischen Archäologie. Gefördert, aber auch kommandiert von Karl IX. konnte er auf Reisen durch das Land das Material sammeln, mit dem er später auf Befehl Gustav Adolfs den schwedischen Ursprung der Runen gegen dänische Ansprüche verteidigte. Doch wie schon seiner Runenforschung ein phantastisch spekulatives Wesen anhaftete, so wurde die Runenkunde bald völlig in den Kreis der Nationalromantik gezogen. Spätere Forscher verlegten schwedische Runensteine ohne Zögern in die Zeit Magogs oder der Noahsöhne zurück, und in dieser Form mündete die Runenkunde in Rudbecks Atlant ein.

Dagegen war Bureus' großer Gegner, der Däne Ole Worm nicht umsonst durch die nüchterne Schule medizinischer Studien gegangen. Und so sehr die Runen- und Altertumsforschung auch ihm eine nationale Ehrensache war, so leitete er recht eigentlich die Runologie als Wissenschaft, d. h. als Sammlung, Lesung und Verarbeitung von Dokumenten ein und legte in seinem Monumentalwerk *Danicorum monumentarum libri sex* (1643) der europäischen Öffentlichkeit die erste umfassende Kunde von dem Reichtum des Nordens an Altertümern vor.

Das Interesse des Staates für die „Antiquitäten“ erlosch nicht wieder. Wie der staatliche Geschichtsschreiber konnte der Altertumsforscher den Willen und die Mittel des Staates in den Dienst seiner Wissenschaft stellen. Zumal in Schweden führte des Bureus Anregung zur Schaffung staatlicher Organe, des Antiquitätskollegiums und des Reichsantiquars, Stellen, die zum Segen der Forschung zum Teil bis heute fortbestehen und Männern wie Emil Hildebrand, Oskar Montelius, Bernhard Salin die Plattform ihrer Wirksamkeit gegeben haben. Der moderne Gedanke des Denkmalschutzes ist im Norden schon vom 17. Jahrhundert gedacht und teilweise verwirklicht worden, so daß er heute zum sicheren Besitz bürgerlicher und bäuerlicher Bildung gehört.

Schritt so Sammlung und Kenntnis rüstig voran, so versagte der einheimische Buchhandel vor den Aufgaben der Veröffentlichung. Nur mit Mühe und Opfern konnten so grundlegende Werke wie Worms *Monumenta* und Stephanius' Saxoausgabe erscheinen. Sehr wesentliche gelehrte Arbeiten blieben damals ungedruckt und die Ernte an Ausgaben der alten Handschriften auffallend gering. Die wichtigste und folgenreichste Veröffentlichung ist Peter Resens Ausgabe von Snorris Prosaedda (1665). Denn sie enthält zum erstenmal zwei eddische Gedichte (*Völuspá* und *Hávamál*) und ist dasjenige Werk, aus dem noch Klopstock und sein Kreis ihr nordisches Wissen schöpften. In Schweden ist die Herausgabe einiger romantischer isländischer Vorzeitsagas durch Olof Verelius für den Zeitgeschmack bezeichnend; im 18. Jahrhundert folgte die Herausgeberehtätigkeit der Rudbecksschüler Peringskiöld (*Snorris Königsbuch*, *Thidreks-saga* u. a.) und Björner (*Nordiska Kjämpadater* 1737). Dann hat die nüchterne Aktenmäßigkeit Holberg-scher und Dalinscher Geschichtsauffassung das frühe Altertum in den Schatten treten lassen, und erst die große Herausgeberehtätigkeit um die Wende des 18./19. Jahrhunderts hat das isländische Schrifttum umfassend

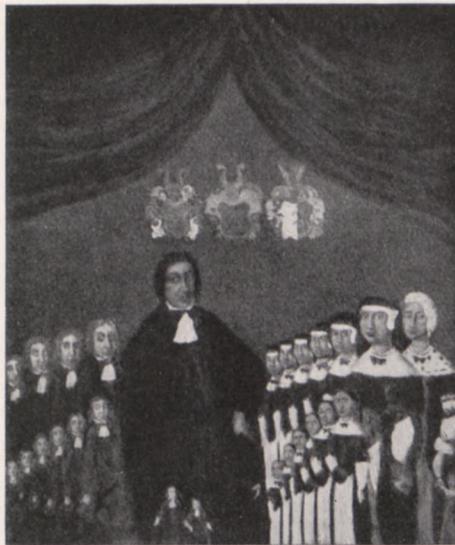
nichts Entsprechendes bieten. Hier mußte die Phantasie die Lücken ausfüllen; die Illustrationen zu den Werken der Brüder Magnus oder zu Stephanius' Saxoausgabe geben eine Anschauung, wie wahrhaft renaissancemäßig diese Phantasie den Norden antikisierte (vgl. Abb. 61). Aber in den reichen Funden von Runensteinen, Bautasteinen, Hünengräbern und sonstigen Altertümern fand man Ersatz. Runen- und Altertumskunde wurden die Lieblingswissenschaften der Zeit und fanden die Hilfe des Staates für systematische Sammlungen. Namentlich die Runen wirkten damals

erschlossen. Die erste Druckausgabe der Edda, die sogenannte Arnamagnaeische, ist erst in den Jahren 1787—1818 erschienen, so daß noch die Brüder Grimm ohne eine vollständige Edda-Ausgabe zu arbeiten begannen und die deutschen Ausgaben von der Hagens (1812) und der Brüder Grimm (1815) die ersten vollständigen Gesamtausgaben sind.

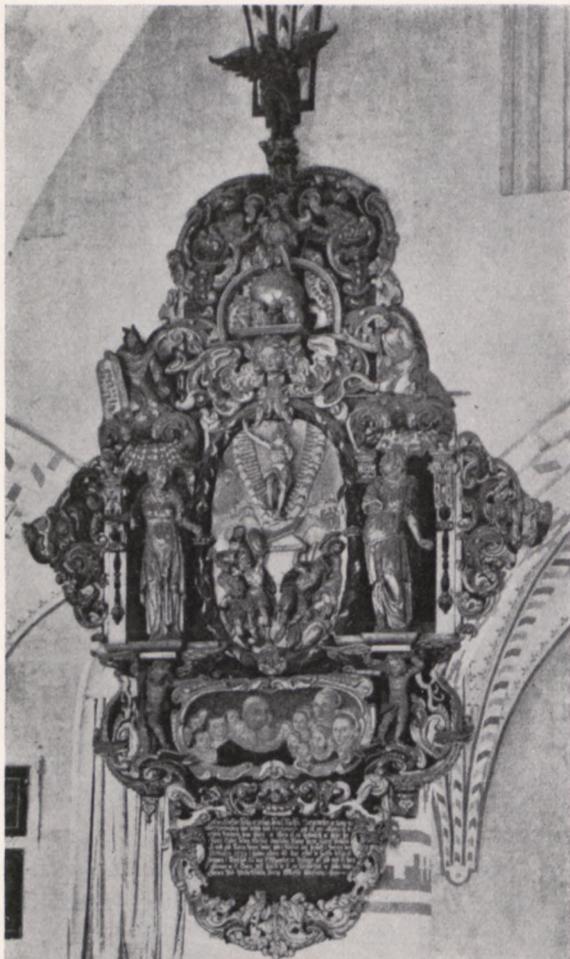
Diese Renaissancewissenschaft trat zu dem Herrscher in mannigfache Beziehung, indem der Glanz nationaler Größe auf ihn zurückstrahlte und den Schimmer der „Majestät“ um ihn legen half, dessen er bedurfte. In weit höherem und unmittelbarer anschaulichem Maße wurde der Kunst die gleiche Aufgabe gestellt. Kulturgeschichtlich betrachtet ist Kunst jener Tage weit von moderner Zweckfreiheit entfernt; sie erhält Sinn und Rechtfertigung aus ihrer zentralistischen Sammlung um den Mittelpunkt der königlichen Person und des Hofes. Das Königtum übernimmt damit den Beruf, den vorreformatorisch die Kirche erfüllt hatte, den aber die protestantische Kirche abgelehnt hat: Anreger und Wegweiser der Kunst zu sein. Barockkunst bedeutet eine Verwirklichung des Begriffes „Gesamtkunstwerk“ unter höfischem Blickpunkt. Der Hof ist der große Schauplatz, höfischer Glanz das Schaustück, in dem die Majestät sich selbst genießt und dem Volke zum Genuß darstellt. Von den großen Prachtbauten bis zu den kunstvollen Werken der Hofschneider muß alle Kunst als Schaustück verstanden werden. In dieser Zeit, da das Auge das Ohr besiegt, stand naturgemäß die dekorative Kunst im Vordergrund. Aber das höfische Fest benötigte doch auch die Kunst des Ohres und entfaltete eine festlich tönende Musik, gern mit der Schaustellung verbunden, als Maskerade, Ballett oder Oper. Auch die Kunst des Gaumens wird ins ungeheuerere gesteigert und in der Kunst ihrer Anrichtung, in Geschirr und Tafeldekoration dem großen Augenkunstwerk des Festes eingepaßt.

Bürgerlichem Lebensgefühl erscheint dies leicht als bloße Verschwendung oder Kulisse. Das Zeitgefühl sah es anders. Es war der notwendige Ausdruck eines sich immer steigenden Empfindens von Eigen Geltung oder noch besser: ein Ausdruck der Selbstbewußtwerdung. In der Umkleidung mit jeder Schönheit fand der Herrscher die Möglichkeit, sein Ich zu betonen, und je prachtvoller der Rahmen, um so bewußter scheint die Person des Herrschers. Doch ist unverkennbar, daß dies Bewußtsein sich um so stärker nach außen auszudrücken strebt, je weniger fest es in Willen und Charakter gegründet ist. Ganz zweifellos liegt etwas Rauschhaftes in dieser Daseinsfestlichkeit, und sie ist in der Regel nicht Ausdruck von Festigkeit, sondern Stütze innerer Unsicherheit und Schwäche.

Andererseits verlangte das zentralistisch denkende Volk diese Entfaltung königlichen Prunkes. Für ein „Bürgerkönigtum“ wurde erst das pietistische Dänemark des 18. Jahrhunderts und das liberale Schweden des 19. Jahrhunderts reif. Die Entfaltung majestätischen Prunkes erhält von unten her die Antwort in einer Betonung von Ergebenheit und Dienstwilligkeit, die abermals vom bürgerlichen Blickpunkt her seltsam scheint und leicht als Heuchelei und Kriecherei gebrandmarkt wird. Aber es wäre falsch, die Superlative all jener Predigten, Reden und Huldigungsdichtungen, jener Medaillen und Allegorien so zu deuten. Sie waren die Form, in der die zentralistisch denkenden Generationen der Spitze gegenüber wirklich empfanden, der Ausdruck ihrer Abhängigkeit und Zuordnung zu dieser Spitze. Sie sind Werk und Ver-



62. Epitaph von Jens Pedersen Koefoet „Bornholms Befreier“, 1658. Das Epitaph in seiner provinziellen protestantisch strengen Form. Patriarchalisch streng steht der Familienvater zwischen den säuberlich nach Geschlechtern aufgereihten Kindern aus zwei Ehen.



63. Epitaph des Bürgermeisters Erich Nielsen, 1640. Vordingborg. Die adlige Sitte des Epitaphs wird im 17. Jahrhundert vom Bürgertum übernommen und entfaltet sich im Reichtum von Barockformen.

draußen im Lande wurde der Burgbau durch die veränderte Kriegstechnik sinnlos; auch dort durfte die Burg zum Schloß werden. Frederiksborg bildet den Übergang vom einen zum anderen, und in dem Typus des Jagd- und Lustschlosses ist der Übergang vollzogen. Auch dieses Schloß kann dem Willen zu repräsentativem Ausdruck dienen — so etwas Drottningholm, das schwedische Versailles der Königinwitwe Hedwig Eleonore. Es kann aber auch vor diesem Schloßbegriff fliehen und der ausruhvolle Außenposten eines darstellerischen Daseins werden, wie die reizenden kleinen, versteckten Jagdschloßchen, die vom Barock zum Rokoko überleiten. Sie sind dem fürstlichen Inkognito vergleichbar, das nur eine Maske war, von jedermann durchschaut, aber auch von jedem respektiert. Zugleich aber führen sie zu jener späteren Form vom Majestät über, die sich nicht mehr großartig nach außen öffnet, sondern sich selbst genug in ihrem Hofkreis verbleibt. Vom Königtum übernahm der selbstbewußte Adel des 16./17. Jahrhunderts die architektonischen Anregungen und erbaute rings im Lande die schönen hochadligen Renaissanceschlösser.

Im Rahmen dieser Schlösser entfaltet sich das kunstvoll-darstellerische Dasein, dem alle Künste dienen. Die Verflechtung von Kunst und Handwerk, das Hervortreten des Dekorativen vor dem Beseelten schelte man nicht; es ist etwas Gesundes in dieser Art, Kunst zu verwenden. Besonders zeittypisch ist die Lust am Gobel, die in Schweden schon unter Gustav Vasa beginnt, im ganzen 16./17. Jahrhundert blüht und

lautbarung aufrechter und charakterstarker Männer, die im Sachlichen eine mutige Sprache und herbe Kritik nicht scheuten, die aber dabei eine absolute Ordnung anerkannten und für diese Anerkennung eine Form suchten und fanden.

Die Form, in der königliche Selbstbetonung ihren stärksten und dauerhaftesten Ausdruck fand, war die Architektur. Das 16./17. Jahrhundert sind die Zeiten, da der Norden seine erste eigene Architektur ausbildete, wo der Stein das Holz, der schöne Profanbau den bloßen Zweckbau verdrängte.

Frederik II. und Christian IV. sind in Dänemark, Johan III. in Schweden die großen Baukönige. Doch beginnt schon unter Gustav Vasa die Zeit der großen Vasaschlösser (vgl. S. 279). Sie sind mit ihren Mauerlängen und schweren Rundtürmen noch wehrhaft zweckbestimmt. Doch in den Proportionen und in der Innenausstattung bricht der künstlerische Wille durch. Sehr viel stärker verdrängt der Begriff „Schloß“ den Begriff „Burg“ in den holländischen Renaissancebauten der beiden Dänenkönige. Sicherlich war auch Schloß Kronborg bei Helsingör noch mit wichtigsten militärischen Aufgaben betraut. Doch sind diese festungshaft in die Außenwerke verlegt und damit in der Gestaltung des Hauses selbst die Wege zu architektonischer Kunstleistung freigegeben. Christian IV. vollendete das Werk seines Vaters endgültig im Geiste architektonischer Durchgestaltung eines dänischen Renaissancestils auf holländischer Grundlage und schuf im Wallbezirk von Kopenhagen Schloß Rosenborg, an dem gewisse festungshafte Elemente nur noch äußerlich haften. Seinem Wesen nach ist es nur noch architektonischer Ausdruck majestätischen Glanzes. Doch auch

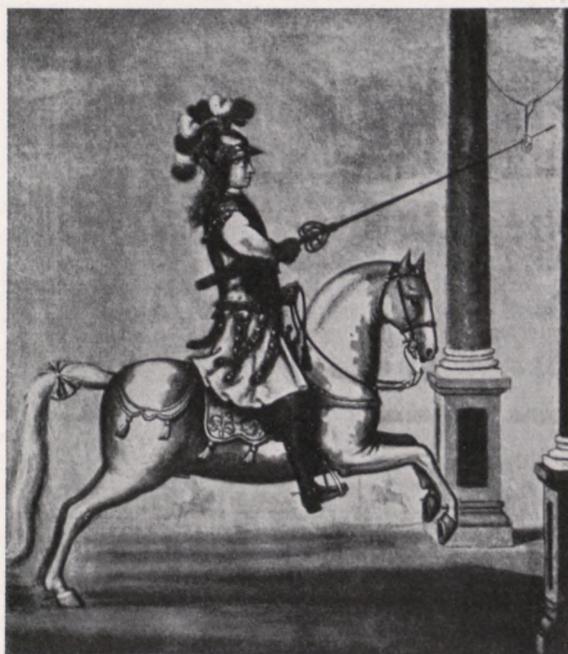
bis ins 18. Jahrhundert anhält. Heimische „Goldwebereien“ entstanden in Schweden auf den königlichen Schlössern, in Dänemark u. a. in Kjöge, zunächst mit fremden Meistern, später auch mit einheimischen Künstlern. Doch kommen die besten Leistungen aus Flandern oder Frankreich. In diesen Kunstwerken verschmilzt der Sinn für das Dekorative mit der Lust am Historischen. So besitzen wir aus beiden Ländern bedeutende Reste großer Gobelinserien, die die Königsreihen von den sagenhaften Ursprüngen bis zur Gegenwart darstellten und sich an der „götischen“ Geschichtsbetrachtung inspirierten. Daneben spielt naturgemäß die biblische und die antike Literatur als Stoffspender eine große Rolle.

Über die mehr oder weniger dekorative Figuren- und Ornamentmalerei dürfen wir hingehen. Wichtig aber ist die Rolle des Porträts, das erst jetzt im Norden bekannt wird. Wie die Baumeister und Kunsthandwerker der Schlösser waren auch die Maler bis ins 18. Jahrhundert überwiegend Ausländer, anfangs Holländer, später vorzugsweise Franzosen. Wohl gab es vorprotestantisch bereits eine Porträtkunst, mittelalterlich gebunden an die Altarmalerei als Stifterporträt. Auch diese Form lebt protestantisch weiter als Epitaph.

Um den Mittelpunkt des Kreuzes kniet hier die Familie, sittig nach Geschlechtern geschieden, in gruppenhafter Orgelpfeifenordnung aufgebaut. Es ist die Kunst der landadligen Kirchenpatrone, der Geistlichen und Bürger — erste Ahnung individueller Eigengeltung aber noch ganz in überlieferter Bindungsform befangen. Das Porträt dagegen kommt von oben aus der Welt der Lösung, bewußter Ausdruck der Einmaligkeit und Individualität, daher zuerst vom Herrscher gepflegt und — abermals gleich dem Schloß — vom selbstbewußten Hochadel übernommen (vgl. Abb. 45–47). Der Hofmaler wird gleich dem Hofhistoriographen der Kündler höfischer Majestät und malt jene Unmasse von Porträts der königlichen Herrschaften, die — seit dem 16. Jahrhundert modern werdend — in allen Formaten von der Miniatur bis zum Kolossalgemälde alle Schlösser erfüllen oder beliebtes Gnadengeschenk werden. Doch auch im Porträt sucht die Majestät Halt am äußeren Rahmen. Je später je mehr stellt sie das bloße Porträt in eine Umgebung von Pomp und Allegorie, aus der der Mensch selbst am Ende nur noch wie ein Gefangener herausblickt. Auch hier braucht das schwache Individuum noch den tragenden und stützenden Rahmen (Abb. 43).



64. König Christian III. auf dem Totenbett (1670). Gemälde von H. Dittmar. Dom Roskilde. Aller religiöser Ernst ist aufgelöst, die Engel sind Wesen der Allegorienwelt.



65. Ringelstechen. Gemälde eines unbekanntem Meisters. Schloß Rosenberg. Letzte spielerische Form mittelalterlichen Rittertums zur Zeit Christians III.



66. Königin Sophie Amalie von Dänemark, geb. Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg (1628—85), in Bauerntracht. Gemälde von Wolfgang Heimbach, Schloß Rosenberg. Die Königin trat so in einem der beliebten Ballette auf. Der Hof schließt sich gesellschaftlich in seinen Festen ab; er geht von der Schaustellung vor dem Volk zur Schaustellung vor sich selbst über.

terische Huldigung zu Worte kommen. Vollends zum Volksfest wird das Ausstreuen von Geld unter die Menge und die Bewirtung aus weinspendenden Brunnen und mit gebratenen Ochsen. Eine besondere Form des höfischen Festes ist das Leichenbegängnis, das mit der gleichen Gründlichkeit und demselben darstellerischen Genuß schwellenden Prunkes gefeiert wird wie das Freudenfest — selbst das Geldausstreuen fehlt hier nicht — und dessen Abschluß und dauernde Gestaltung das Prachtepithaph ist — in Stein erstarrte Festarchitektur.

Nur in seiner Öffentlichkeit wird das Fest wirklich sinnvoll. Denn nur dann ist es Ausdruck zentralistischer Einheit. Wenn wir dagegen beobachten, wie sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Hof in sich selbst zurückzuziehen und dem Fest eine abgeschlossene Form zu geben beginnt, so ist dies ein Zeichen der Entartung einer sich überlebenden Form. Die Majestät bleibt darstellerisch, aber sie genießt nur noch sich selbst in sich selbst, eine Inzucht, die den Unwillen des Volkes erweckt und zur bürgerlichen Opposition gegen höfisches Wesen

So von allseitiger Kunst getragen, entfaltet sich in den Räumen des Schlosses das „höfische Leben“. Der „Hof“ schließt um die Person des Königs eine neue, feste Gruppe, die sich vornehmlich aus dem Adel speist. Als solche lebt sie bis ins 19., in Resten bis ins 20. Jahrhundert weiter; der „Kammerherr“ ist immer noch eine Kulturerscheinung besonderer Art im Norden. Die höfische Darstellungsform ist das Fest. In ihm leben sehr alte gruppenhafte Formen weiter, wie die Jagd — die zum fürstlichen und adligen Privileg wurde — und das gemeinsame Mahl. Die schichtenhafte Form des Rittertums hat gleichfalls lebhaften Anteil an dem festlichen Gesamtbild. Gerade im Norden findet das Ritterwesen eigentlich erst jetzt seine, freilich schon völlig verspielte, Durchbildung. Der Ritterschlag bleibt eine gern geübte Form des höfischen Zeremoniells im 16./17. Jahrhundert, ebenso ist das Turnier ein unentbehrlicher Teil höfischen Auftretens, und der Preis ist eine Gabe aus schöner Hand. Nur verschiebt sich sein Sinn von ernsthafter Leistung zu aufzugshaftem Gepränge (vgl. auch S. 306). Selbst der Typus „Minnedichtung“ kommt erst jetzt auf dem weiten Umweg über die Petrarkasche Sonettichtung im 17. Jahrhundert nach dem Norden und wird von den Renaissancedichtern gepflegt. Andere Formen endlich, wie das Ballett, das Schäferspiel, die Maskerade, das Feuerwerk sind unmittelbar zeitentsprungen. Aus all solchen Teilformen webt sich die Gesamterscheinung des höfischen Festes, das an Ausdehnung, Gästezahl und Prachtentfaltung immer mehr zunimmt, aber auch allmählich konventionell erstarrt. In Schweden entlud schon Erich XIV. seine krankhafte Phantastik in festlicher Übersteigerung, und das spätere Schweden hat nichts voll Gleichwertiges mehr an die Seite zu stellen. In Dänemark ist Christian IV. der Meister des Festes; seine Krönung (1596) und die Hochzeit des früh verstorbenen Erbprinzen Christian (1634) bilden die Höhepunkte höfischer Glanzentfaltung.

Sinnvoll wird diese als Schaustellung der Majestät. Die Wogen des Festes sollen aus den Sälen und Gärten der Schlösser ins Volk hinausschlagen. Die Stadt ist an dem Einzug der feierlich eingeholten Gäste, an der Auffahrt der Hofgesellschaft, am Kirchgang — der dem höfischen Fest nicht fehlt — dem Feuerwerk, den Turnieren usw. schauend beteiligt und nimmt huldigend daran teil, wobei auch rednerische und dichterische

geführt hat. Erst hier trennen sich die beiden zusammengehörigen Größen Majestät und Volk, um im 18. Jahrhundert getrennte Wege zu gehen. Vielleicht dürfen wir die Entwicklung des Theaters hier symbolisch für diese Erscheinung andeuten. Es spaltet sich in eine bürgerliche Bühne, die etwa durch Holberg vertreten ist und sich in dem Theaterspiel der Klubs und geselligen Zirkel fortsetzt, und in ein Hoftheater, das zwar der Bevölkerung noch als Rahmen einen Platz einräumt, aber doch in erster Linie dem Hof vorbehalten ist und seine Auswahl nach höfischen Gesichtspunkten trifft. Und wie der Bürger zum dilettantischen Darsteller wurde, so auch der Hof, in sich und für sich selbst, von den Ballettspielen der dänischen Königin Sophie Amalie bis zu der Theaterleidenschaft des Schweden Gustav III., der seine eigenen, nicht unbegabten Werke in dem höfischen Kreis und für ihn auf seinen Lustschlössern darstellte. Die Bühnen in den Schlössern Gripsholm — wo die ehemalige Schloßkapelle zum Bühnenraum wurde — und Drottningholm waren nicht nur räumlich Teile des Schlosses; sie öffneten sich auch zuschauerisch nur noch der Hofgesellschaft. Doch diese Vereinseitigung und Ausschließlichkeit des Hofes ist im Grunde schon ebensowohl Überwindung des Zentralismus wie andererseits die bürgerliche Öffnung der pietistischen oder aufgeklärten Herrscher auf den nordischen Thronen.

### DAS ZERBRECHEN DER FORM.

Wenn wir uns in der skandinavischen Kulturgeschichte dem 18. Jahrhundert zuwenden, so muß das Stichwort „Aufklärung“ am Anfang stehen. Sie verlangt eine ruhige Beurteilung; denn mit ihr stoßen wir auf Erscheinungen, die noch unser modernes Kulturleben tief bewegen. Der im Abwehrkampf begriffene bürgerliche Liberalismus besinnt sich liebevoll auf sie als auf seinen Ursprungsherd; das aus der Romantik quellende Gemeinschaftsdenken steht ihr ausgesprochen ablehnend gegenüber. Hier gilt es nur, sie in ihrer skandinavischen Form zur Anschauung zu bringen. Dabei kann es nicht unsere Aufgabe sein, den Begriff der Aufklärung in seiner ganzen Breite darzustellen oder zu entwirren. Denn der Norden hat sie nicht geschaffen, sondern nur ihre Werte übernommen. Bloß ein paar Grundzüge, die sie unserer bisherigen Betrachtungsweise angliedern, müssen angedeutet werden.

Der Ausgangspunkt für alles Aufklärungsdenken ist der Mensch, nicht mehr Gott. Aber der Mensch wird in einer bestimmten Art gesehen. Er ist dem aufklärenden Denken weder naturhaftes Geschöpf noch Aufbauzelle sozialer Gruppen. Er ist der losgelöste Mensch als allgemeingültiger und daher scheinbar ganz unpersönlicher Idealtyp. Er ist der Sieg nicht der Persönlichkeit, aber des Individuums. Grundsätzlich besteht keine Möglichkeit zu Gemeinschaftsformen mehr. Sie werden von der freien Entfaltung des Menschen als Individuum gesprengt. Nur noch eine Zusammenordnung aller grundsätzlich gleichwertigen Individuen zu dem umfassendsten Gebilde „Menschheit“ ist möglich. Ihren praktischen Ausdruck findet diese Anschauung in der Erklärung der Menschenrechte als Gegensatz zu den standesrechtlichen Privilegien. Diese einfache Denkformel wird jedoch in der Wirklichkeit unaufhörlich durch soziale Bindungen, Beziehungen und Gegensätze mannigfachster Art durchkreuzt. So wird alsbald der Begriff Menschheit aus dem Ausgangspunkt einer Konstruktion zu dem Zielpunkt eines Verwirklichungswillens. Er ist es bis heute für alle jene Bewegungen geblieben, die als „Welt“-Organisationen irgendwelcher Art einen Teil des Menschheitsgedankens erfüllen wollen. Sie haben gerade in Skandinavien lebhaften Nachhall gefunden. Diese „Menschheit“ verwirklichen wollen, heißt zugleich das Individuum endgültig frei machen, es nicht nur im Einzelfall anerkennen — was schon in der vorhergehenden Epoche der Fall war — sondern es allgemein bejahen und zum Baustein der Welt machen.

Der Name „Aufklärung“, ein deutsches Wort, das als Lehnübersetzung in die skandinavischen Sprachen gekommen ist, bezeichnet zugleich den Weg zur Verwirklichung. Er stellt die hellen, bewußten geistigen und seelischen Kräfte in den Vordergrund und ordnet sie den dunkeln, dumpf unbewußten Kräften über. In der menschlichen Vernunft wird die allgemeinverbindliche, allen gleich zugehörige Kraft gefunden; sie ist

Teil und Gegensein einer überpersönlichen, ewigen Ratio, diese also das innere Gegenstück zu dem äußeren Lebensbegriff „Menschheit“. Die Vernunft erfafßt erkennend die natürliche wie die geistige Welt als Einheit, sie ordnet aber gleichzeitig wollend die soziale Welt zur Einheit, d. h. sie verwirklicht das Entwicklungsziel „Menschheit“. Es gilt recht eigentlich, die Menschen „zur Vernunft zu bringen“, die irrationalen Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die in dem einzelnen, wie in den sozialen Gruppen der Vernünftigung der Welt entgegenstehen. Dieses Ziel ist endgültig, sofern es nämlich erreichbar ist und danach keinen neuen, glücklicheren Zustand denken läßt. Auf ihn hinzuarbeiten ist allein menschenwürdige Aufgabe; es zu verleugnen ist die einzige Sünde wider den Geist.

Diese geistige Haltung, deren Gegenwartsbedeutung sofort einleuchtet, ist indessen hier bewußt übereinfacht. In der Tat liegen die Dinge schwieriger. Einmal ist der Aufklärungsglaube eigentlich schon von Anfang an zum Zweifel an der Möglichkeit seiner Verwirklichung gekommen. Denn im Leben ist jene Vernunftswelt, anstatt sich zu bilden, in ihre zahllosen individuellen Einzelspiegelungen aufgesplittert. Darum tritt schon sehr früh die Leugnung aller überpersönlichen Verbindlichkeit, auch der ewigen Ratio, hervor. Der nunmehr völlig individualistische Grundsatz der Erfahrung (Empirie) baut entschlossen das Weltbild nur noch als Summe von Einzelerfahrungen auf. Oder aber die Erkenntnis des Versagens der Vernunft in der Wirklichkeit führt zu einem Kulturpessimismus, der an Rousseau anknüpft. Je mehr die Aufklärungshoffnung ihre Erfüllung schwinden sah, um so mehr ergab sie sich Rousseauscher Kulturverzweiflung. Allein die aufgeklärte Gesellschaft war so wenig wie ihr Rattenfänger Rousseau selbst ernstlich zur Umkehr fähig, und wie ihr Verhältnis zur Natur sich im Schäferidyll oder bestenfalls im Landhausbehagen erschöpfte, so wurde Rousseauismus für den aufklärerischen Menschen zu bloßer Denkform und gesellschaftlicher Haltung.

Es ist ferner zu wiederholen, was schon für frühere Kulturepochen gesagt worden ist: sie sind nicht im leeren Raume entstanden. Für die Aufklärungszeit, die ihre Form im leeren Raum der Vernunft gedacht hatte, ist es ein schmerzliches Erlebnis, daß vorhandene Lebensformen zähe Lebenskraft bewahrten und daß zahllose Mitmenschen darin zu verharren strebten. Der oft leidenschaftliche Kampf auf allen Gebieten führte doch in der Regel nur zu einer Umdeutung des Bestehenden — so des zentralistischen Absolutismus zum aufgeklärten Absolutismus.

Endlich aber ist die Vereinseitigung auf die nur rationalen Seelenkräfte nicht ungerächt geblieben. Die tiefen irrationalen Wesensschichten ließen sich nicht ungestraft zurückdrängen. Sie entarteten — dann gab es Erscheinungen, wie den blühenden Mystizismus — oder sie sammelten sich zu entscheidendem Gegenstoß. So ist, um nur dieses zu erwähnen, der gerade heute gefährlichste Feind aller bloßen Vernünftigung, der Nationalismus in seinen Anfängen ein Kind des vernünftigen 18. Jahrhunderts, und das Schicksal Norwegens ist geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie sich der nationalistische Durchbruch damals vorbereitete.

Diese vielfältig verflochtenen Strömungen haben europäisch längst im 17. Jahrhundert eingesetzt. Ja, einige ihrer Väter wie Descartes, Grotius und Pufendorf haben zu Schweden in näherer persönlicher Beziehung gestanden. Dennoch ist der Norden nicht vor dem 18. Jahrhundert zu wirklichem Einfluß der Aufklärung gekommen. Das Individuum des 17. Jahrhunderts lebte noch vereinzelt und empfand dies ebensooft als Fluch wie als Glück. Die seelische Kraft, die es beherrschte, war nicht die Vernunft, sondern die Phantasie, nicht Überlegung, sondern Trieb, der Lebensweg daher in der Regel die scharf gebrochene Kurve des Abenteurers. Mit dem 18. Jahrhundert tritt der Abenteurer zurück; erst jetzt ist es kein Wagnis mehr, Individuum zu sein.

Der Tod Karls XII. von Schweden bedeutet das Siegel auf den Zusammenbruch der schwedischen Großmachtgeltung. Die Friedensschlüsse, die folgen, vernichten das schwedische Großreich. Es gibt keine skandinavische Vormacht mehr; die dänisch-schwedischen Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts vollziehen sich zwischen zwei gleich starken — oder gleich schwachen Gegnern. Die nordischen Völker sind keine Herrschervölker des sich bildenden Europa; ihre politische Stellungnahme im europäischen Konzert ist wesentlich abhängig von ihren stärkeren Bundesgenossen. Ihre Politik wird gerade jetzt, wo jede politische Handlung europäische Folgen zu haben beginnt, eine Politik der Einfügung. Sie sind Mittelmächte geworden und geblieben. Dies ist um so bedenklicher, als neben ihnen zwei neue „Großmächte“ auftauchen: Rußland und Preußen. Rußland tritt nicht nur mit dem bewußten Anspruch auf nordische Hegemonie hervor, es bedroht je länger je mehr ganz einfach den Bestand der nordischen Staaten. Und wenn es im Beginn des 19. Jahrhunderts sein erstes Ziel, die Eingliederung Finlands und der Ostseeprovinzen erreicht hat, so wird

in dem gleichen Jahrhundert bereits deutlich, daß auch dies nur Stufe sein konnte. Es brauchte die Nordsee, nicht die Ostsee, und in der Tat ist der Bestand Schwedens im 18. Jahrhundert mehr als einmal ernsthaft bedroht gewesen. Im 19. Jahrhundert ist der Drang Rußlands nach Nordwesten zwar abgelenkt worden (Bosporus, Wladiwostok) aber keineswegs vergessen. Wenn das rote Rußland heute Finland zunächst wieder hat aufgeben müssen, so ist kein Zweifel, daß ihm die russische Gefahr weiter unmittelbar droht, mittelbar aber ganz Skandinavien, und daß eben hier ein scharfer Ansatzpunkt der Sowjetpropaganda liegt. Die russische Gefahr des Nordens besteht unvermindert fort, und es geht dabei nicht nur um die politische Selbständigkeit, sondern tatsächlich um die Zugehörigkeit zur europäischen Kulturgemeinschaft, die von Skandinavien selbst so stark betont wird.

Weniger unmittelbar griff zunächst das Aufsteigen Preußens in die nordischen Geschieke ein. Denn daß Preußen beim Zerfall des schwedischen Reiches seinen Teil von Pommern bekam, bedeutete tatsächlich nicht mehr viel. Der Rückzug auf die skandinavische Halbinsel, der 1814 mit der Preisgabe Vorpommerns und Finlands abgeschlossen wurde, war ohnedies geplant. Weit wesentlicher wurde im 19. Jahrhundert das Eingreifen Preußens in die sich unaufhörlich zuspitzende Lage Schleswig-Holsteins. Aber wenn auch das Ergebnis von 1864 für Dänemark ein schwerer Verlust war, der — ohne eigenen Einsatz — durch die Abstimmung von 1920 nur teilweise, aber für Dänemark befriedigend aufgefüllt worden ist, so lag diese Abgliederung nicht volkszugehöriger Teile im Zuge nordischer Gesamtentwicklung.

Innerskandinavisch klärt sich endlich im Kampf der beiden Reiche das Schicksal Norwegens ab. Um sich den Besitz Norwegens zu sichern, hat Bernadotte, der alte Marschall Napoleons, als gewählter Kronprinz von Schweden Finland endgültig an Rußland abgetreten, auf dem Felde von Leipzig um den Besitz Norwegens gefochten und ihm im Kieler Frieden (1814) zugesichert erhalten. Norwegen hörte damit auf, Teil des dänischen Doppelreiches zu sein. Aber die tapfere, auf das neue völkische Kulturbewußtsein gestützte Gegenwehr des norwegischen Volkes gegen die schwedische Herrschaft hatte teilweisen Erfolg. Norwegen wurde nicht als Provinz einem anderen Reiche eingegliedert, sondern als selbständiges Reich mit eigener Verfassung, als „Brudervolk“ mit Schweden in Personalunion verbunden.

Die geistigen Beziehungen Skandinaviens zu Europa schichten sich gründlich um. Wir sahen im Zeitalter der Reformation die europäischen Bewegungen vorzüglich aus Deutschland in den Norden kommen, und die Erweiterung der Kulturbeziehungen im 17. Jahrhundert bedrohten Deutschlands Vermittlerstellung noch nicht ernsthaft. Mit der Aufklärung wandten sich die Blicke des Nordens unmittelbar nach ihren großen Ursprungsländern England und Frankreich. Namentlich geriet Schweden auf ein Jahrhundert so ausschließlich unter die geistige Führung Frankreichs, daß es dem Deutschland Goethes, Schillers und Kants ratlos gegenüberstand und bis zur Jahrhundertwende ein Land hoher, aber einseitiger Aufklärungsbildung blieb. Dagegen hat Dänemark im Verfolg Holbergscher Tradition immer einen offenen Blick nach England behalten. Vor allem aber blieb es — nicht zuletzt dank seiner holsteinischen Besitzungen — weit inniger mit dem bunten Kulturleben Deutschlands in Berührung. Der deutsche Pietismus ist ebenso wie die deutsche Aufklärungsphilosophie eine geistige Macht in Dänemark, und Klopstocks Aufenthalt in Kopenhagen ist ein lebendiges Zeugnis der Verbundenheit, die dann wieder in Johannes Ewalds dichterischem Werk für Dänemark die schönste Frucht trug.

Innerpolitisch gingen mit dem Sturze Karls XII. in Schweden tiefgreifende Wandlungen vor sich, die den aufgeklärten Staat auf ganz andere Grundlagen stellten als in Dänemark. Der Anbruch des 18. Jahrhunderts sah beide Staaten als absolute Monarchien. In Dänemark blieb dieser Zustand ohne jede äußere Erschütterung im ganzen 18. Jahrhundert erhalten; die innerlich bedeutsame Wandlung zum „aufgeklärten Absolutismus“ trat nach außen nicht hervor. In Schweden dagegen war der gewaltsame Zusammenbruch der Großmachtstellung von einem nicht minder gewaltsamen Umsturz im Innern begleitet. Die sogenannte „Freiheitszeit“ (1720—1772) gründete den Staat auf einen radikalen Parlamentarismus. In der verzweifelten Sehnsucht nach Frieden erschien der noch unverwurzelte Absolutismus, die „Souveränität“, als Quelle aller Leiden, und die alten, ihrem Wesen nach schichtenhaften Mächte: Rat und Stände tauchten wieder empor. Je schärfer der Zugriff des Absolutismus gewesen war, um so einseitiger war der Rückschlag. Auf Schwedens heroischste Zeit folgte seine unheroischste; in der innerpolitischen Auswiegung der Kräfte sank das Königtum von Allgewalt zur Schattengeltung herab. Aus der Auseinandersetzung der beiden politischen Kräfte, Rat und Stände, gingen diese siegreich hervor und machten sich mit rücksichtsloser Kraft zum politischen Mittelpunkt Schwedens. Für ein halbes Jahrhundert wird Schweden ein Musterbeispiel einseitigster Parlamentsherrschaft. Ganz nüchtern betrachtet erscheint diese Periode der Freiheitszeit nicht in erfreulichem Lichte. Der auswuchernde Parlamentarismus widerlegte sich hier zum ersten Male selbst

als eine Form, in der sich menschliche Kleinheit und Gewissenlosigkeit hinter der Maske anonymer Mehrheiten verbergen und die Mittelmäßigkeit auf Kosten der großen Persönlichkeit in den Vordergrund schieben kann. Intrige und Bestechlichkeit, Kuhhandel und Stimmenkauf, Selbstsucht und persönliche Rachsucht, politische Prozesse mit dem verhängnisvollen Eingreifen unfaßbarer Stellen in die rechtlichen Entscheidungen und Auflösung der Begriffe persönlichen Anstandes und männlichen Mutes — alle diese Züge finden wir im politischen Gesichte dieser Zeit. Es schwindet der „Mann“ aus der schwedischen Geschichte, der in Karl XII. noch einmal mit dem ganzen moralischen Mut der Persönlichkeit Last und Verantwortung eines Zeitalters getragen hatte, und an seine Stelle tritt im besten Fall (Arvid Horn) der gewiegte Politiker, gewandte Diplomat oder tüchtige Fachmann. Die Zeit selbst hat ihr Urteil gefällt. Selbst in dem so überaus bürgerlichen Schweden der Gegenwart ist Arvid Horn nur Gegenstand geschichtlicher Würdigung, Karl XII. der Held der volkstümlichen Legende, der Mittelpunkt großer Dichtung und das Symbol für das Beste im Schwedentum geworden. Und als in Gustav III. zum ersten Male wieder ein Herrscher mit eigenen Zielen und königlichem Geltungsbewußtsein hervortrat, fegte er mit einer Handbewegung die „Volksherrschaft“ fort, die nach einem halben Jahrhundert nicht mehr erreicht hatte, als daß sie vor dem ersten Willen der sich ihr entgegenstellte, ruhmlos und unbetrauert dahinfiel.

Die ganz verschiedene äußere Entwicklung der skandinavischen Staaten darf indessen die innere Strukturgleichheit nicht verdecken. Auch im 18. Jahrhundert ging das Denken und Handeln praktisch vom Staat aus, nicht gemäß menschenrechtlichem Denken vom Menschen oder gemäß romantischem Denken von Volk oder Nation. Auch jetzt blieb darum das Rückgrat des Staates die beamtete Bürokratie. Auch jetzt noch ist daher die Stellung im Staate unabhängig von nationaler Zugehörigkeit. Der dänische Beamte in Norwegen ist noch eine Selbstverständlichkeit, und deutsche Staatsmänner — Bernstorff, Schimmelmann u. a. — führen reibungslos die dänische Politik. Das Bewußtsein der absoluten Geltung des Staates ist in Schweden nicht minder fest als in Dänemark. Der bekannte Ausspruch des Bischofs von Åbo, Joh. Brovallius: „der Gedanke, daß die Stände irren können, widerstreitet der Verfassung“, steht auf derselben Linie wie der durch Holberg übernommene Grotius'sche Gedanke, daß es gegen das Unrecht eines Herrschers keine irdische Instanz gibt. Endlich halten beide Länder trotz des verschiedenen politischen Aufbaus den Majestätsbegriff fest. Eine Republik war auch in Schweden undenkbar. Selbst der politisch wesenslose Träger der schwedischen Krone in der Freiheitszeit bleibt „Majestät“. Und was mehr ist: Das Königtum behält seine tiefsten Wurzeln im Volke, das nicht in den anonymen Körperschaften der ständischen Regierung, sondern allein im König den Staat begreift. Die uralte germanische Zweiheit Volk und König erkennt sich immer noch unmittelbar. Von hier springt der zündende Funke, strahlt die sonnige Helle über Gustavs III. Staatsstreich von 1772, der die fremdbürtige Größe des Ständeparlamentarismus vertreibt.

Doch bei allem Fortbestehen zentralistischen Denkens und Handelns erfolgt dennoch eine mehr oder weniger bewußte Umdeutung im Sinne menschenrechtlicher Vernünftigung. Man spricht jetzt von aufgeklärtem Absolutismus. Gedanklich wurzelt er in der Naturrechtslehre, die sowohl den mittelalterlich korporativen Schichtenstaat wie den protestantisch gottgesetzten Obrigkeitsstaat leugnet und an seine Stelle die vernunfthafte Vereinbarung grundsätzlich gleichberechtigter Individuen setzt. Der Herrscher amtet also nicht mehr kraft göttlichen Willens, sondern dank menschlichen Auftrags.

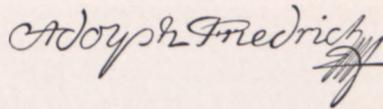
Von den Vätern der Naturrechtslehre hatte Grotius als schwedischer Gesandter in Paris, Pufendorf als Professor der neuen Universität Lund — wo er sein entscheidendes Werk „de iure naturae et gentium“ abschloß — zum Norden in persönlicher Beziehung gestanden. Aber ihre Lehren wurden erst im 18. Jahrhundert wirksam. Holberg trat in Dänemark zu Anfang des Jahrhunderts als entschiedener, wenn auch gemäßigtter Vertreter der naturrechtlichen Auffassung des Staates als einer Konvention hervor. Der Historiker Suhm hat gegen Ende des Jahrhunderts in seiner vielbeachteten Flugschrift: „an den König“ die Souveränität als Ausfluß des göttlichen und des Volkswillens, die Verantwortung des Königs vor Gott und dem

Volke festgestellt, und sein Zeitgenosse, der schwedische Dichter Kellgren, verband in einem Gedichte die Majestät des Menschen und des Herrschers zu einer wirkungsvollen Zwillingsformel. Aber durchgreifende Folgerungen zog der Norden daraus nicht. Selbst die Ermordung Gustavs III. von Schweden (1792) kann nur teilweise als Wirkung der französischen Revolution, der großen Kündigung des Staatsvertrages, gelten, und die Vertreibung seines Sohnes, Gustavs IV., (1809) war mehr eine Revolte politisierter Offiziere gegen eine unglückliche Außenpolitik als eine von tieferen Kräften getragene Volksbewegung und mündete daher in eine Verfassung aus, die wesentlich bei der bürokratischen Staatsidee stehen blieb. Die Wandlung zum liberalen Staate ging im Norden erst spät im 19. Jahrhundert und ohne tiefe innere Erschütterungen vor sich.

Die Umdeutung geschah weit mehr in der persönlichen Haltung der führenden Männer. Bei den dänischen Herrschern des 18. Jahrhunderts geht ein deutlicher Zug der Verbürgerlichung durch. Sei es in dem unermüdeten Arbeiternst Frederiks IV., den Holberg in einer Widmung als den „ältesten und fleißigsten höheren Beamten hierzulande“ bezeichnete — ein überraschendes Gegenstück zu Friedrich des Großen Wort vom ersten Diener des Staates. Sei es in der bürgerlich pietistischen Lebensführung Christians VI. und seiner Familie, der doch in seiner Bautätigkeit und im pompösen Staatsakt den Majestätsbegriff betonte. Sei es endlich in jener freundlichen Volksoffenheit und majestätischen Heiterkeit seines leichtlebigen Sohnes Frederiks V., die das Volk an die Person, aber nicht an das Tun des Herrschers heranläßt, wofür er mit zeitgemäß wirksamer Geste die eisernen Ketten entfernen ließ, die das Kopenhagener Schloß absperreten. Gleich ihm trug sein schwedischer Zeitgenosse Gustav III. jene „maiestatis et hilaritatis concordia“ im Blute, die Holberg seinem Könige nachrühmte und der er seine magische Wirkung auf das Volk in schwersten Entscheidungsstunden (1772, 1789) verdankt. Und damit auch das Spießbürgertum des Rokoko nicht fehle, geben die unbedeutenden Scheinfiguren der Freiheitszeit, die Könige Fredrik und Adolf Fredrik von Schweden das Bild des genügsamen Kleinstaatfürsten, dessen Ehrgeiz sich in einem mäßig ausgestatteten Hofhalt, einer wohltemperierten Maitressenwirtschaft und der Pflege eines persönlichen Steckenpferdes (Adolf Fredriks Drechselbank) erschöpft.

Einzig in Norwegen führte das Zeitalter der Aufklärung zu eigener Staatsgestaltung. Denn hier war im inneren Kampf mit dem dänischen Herrschervolk der Begriff des Volkes wirklich geistig erstritten und erfahren worden. Die Leiden der Kontinentalsperre, die tatsächliche Abschneidung von Dänemark und der Kopenhagener Regierung ließen das norwegische Eigeninteresse auch dem letzten Mann klar werden. Und als im Kieler Frieden eine absolutistisch denkende Diplomatie Norwegen an Schweden vergab, erhob zum ersten Male im Norden ein Volk aus dem Empfinden nationaler Eigenwürde seine Stimme, um ein Mitbestimmungsrecht über sein Schicksal zu fordern. Und unter Leugnung des Kieler Friedens, im Protest gegen Schweden, baute es seine eigene Verfassung auf dem Gedanken der Souveränität des Volkes, nicht mehr des Staates, und auf den Grundsätzen der Menschenrechte, praktisch also nach dem Muster der revolutionären Verfassungen von Nordamerika, Frankreich und Spanien auf.

Während also der Staat im wesentlichen noch eine Fortführung des zentralistischen Staates aus dem 16./17. Jahrhundert blieb, wandelte sich die gesellschaftliche Struktur von Grund aus. Die Gesellschaftsform der Aufklärung pflegt man die bürgerliche zu nennen. Die Bezeichnung ist einseitig und nicht erschöpfend. Denn einerseits nahm ja das Bürgertum schon vorher am sozialen Aufbau teil und trat seit der Reformation tätig hervor. Andererseits sind die Vorläufer des neuen Zeitalters, die wir im 17. Jahrhundert beobachteten, keineswegs standesmäßig vorwiegend Bürger, und auch die Träger und Schöpfer des bürgerlichen Zeitalters sammelten sich aus verschiedenen Ständen. Was hier in der Tat geschah, war eine entscheidende Umdeutung des Begriffes „bürgerlich“. Er bezeichnet nunmehr den aus ständischem und anderen Bindungsdenken Gelösten, der sich als Teil einer neuen, eben „vernünftigen“ und auf dem Menschheitsbegriff gegründeten Gesellschaftsordnung empfindet oder empfinden möchte. Praktisch bedeutet dies, daß sich das Bewußtsein der eigenen Geltung als Individuum in die Breite ergießt und daß statt einzelner Ausnahmen nun ganze Schichten gewohnheits-



67. Unterschriftsstempel König Adolf Fredriks von Schweden. Zur Zeit des tiefsten Machtverfalls des Königtums ersetzten die Stände die verweigerter Namensunterschrift des Königs durch einen Stempel. Auf die Form verzichteten sie also nicht.



68. Herrenhaus von Bogstad (Norwegen). Von Ernst Meyer (1787—1861). Großbürgerlicher Besitz der Familie Anker, führender Kaufleute und Politiker im 18./19. Jahrhundert.

mäßig an diesem Erlebnis teilnehmen. Nun erscheint nicht mehr der kühne Einzelne als ein fortschrittlicher Typ, sondern der Bindungsbefangene als ein rückschrittlicher und in diesem Sinne außerbürgerlicher. Da dieser wichtigste Vorgang des 18. Jahrhunderts aber mindestens im Norden an die Stadt gebunden ist, so ist die Bezeichnung „bürgerlich“ nicht schlecht gewählt.

Diese Verbreiterung in die Masse bedingt zugleich eine Verflachung. Das grundsätzlich selbstbestimmte Individuum sucht dennoch ängstlich eine Stütze in gesellschaftlichen Bindungen und findet eine neue Gesellschaftsform. Wir mögen sie die konventionelle nennen, um damit anzudeuten, daß sie nicht mehr auf der Anerkennung gegebener Bindungen, sondern — ganz entsprechend dem naturrechtlichen Staate — auf der wenigstens grundsätzlich freien Übereinkunft der Einzelnen beruht. Diese bürgerliche Gesellschaftsordnung und ihre Konvention besteht in ihren Grundlagen bis heute. Sie hat seit ihrem Aufwachsen weitere Kreise gezogen und ursprünglich unbürgerliche Schichten in sich aufgenommen. So hat sie auf der einen Seite den rein schichtenhaften Typus des Edelmannes allmählich ebenso aufgelöst, wie sie andererseits tief in die uralten gruppenhaften Gefüge bäuerlichen Daseins eingegriffen hat und eben jetzt am Werke ist, die zunächst gestaltlosen Massen des Proletariates, das eine Zeitlang nach einer eigenen Daseinsgestaltung (Klassenbewußtsein) gerungen hat, in ihre Form zu fügen. Gerade in Skandinavien ist dieser Vorgang sowohl nach der Seite des Bauerntums wie nach der des Proletariates weit gediehen, während dort gleichzeitig der Verfall der alten bürgerlichen Kernschichten, der sich in Deutschland im Zusammenbruch 1918 sehr deutlich offenbarte, noch nicht weit vorgeschritten oder wenigstens überdeckt ist.

Die neue bürgerliche Gesellschaft verlegt das kulturelle Schwergewicht noch mehr als bisher in die Stadt, d. h. in Skandinavien: in die Hauptstadt. Denn selbst wenn in Schweden das geistige Leben nicht so fest an einer Stelle zusammengefaßt ist wie in Dänemark, so ist doch gerade im 18. Jahrhundert das Führerbewußtsein der Hauptstadt auch dort ungemein groß. Sie überflügelt weit das alte kleinräumige Uppsala und übt auf alles, was in der bürgerlichen Gesellschaft eine Rolle zu spielen wünscht, eine geradezu magische Anziehungskraft aus. Der Gegensatz von Stadt und Land verschärft sich so zu dem Gegensatz von Hauptstadt

und Provinz, der das Kulturbewußtsein des 18. Jahrhunderts beherrscht. Diese Gesellschaft ist also betont städtisch — ein für den bäuerlichen Norden höchst merkwürdiges Verhältnis. Sie schließt den Bauern vorläufig noch ganz aus, der im 18. Jahrhundert auch in Schweden, wo er eine bescheidene politische Rolle spielt, nur Gegenstand neuerwachender staatlicher Fürsorge, nicht

Kulturträger ist. Sie läßt aber im großen ganzen auch den landsässigen Adel außerhalb, soweit nicht einzelne, namentlich reicher begüterte Glieder den Anschluß an die neue Gesellschaft finden. Im ganzen wird er zum wirtschaftlich wie geistig zurückgebliebenen „Landjunker“ gestempelt. Andererseits drängt mindestens im Ende des Jahrhunderts unadliges, aber bürgerlich aufgeklärtes Großbesitzertum aufs Land hinaus und durchbricht die alten Privilegien der adligen Güter.

Doch auch in der Stadt selbst, deren soziale Vielgestaltigkeit wir schon im vorigen Kapitel geschildert haben, bleiben unbürgerliche Gruppen außerhalb der neuen bürgerlichen Gesellschaft. Nicht nur die wachsende Schar der unansässigen kleinen Leute, Arbeiter, Seeleute, Diensthofen fällt außerhalb ihres Rahmens und bildet die Anfänge eines städtischen Proletariates, das als „Pöbel“ verachtet, in unruhigen Zeiten auch schon gefürchtet wird. Auch aus den alten Kernschichten städtischen Daseins fallen nun wichtige Teile für den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft fort oder bleiben am Rande. Es ist der künftige „Mittelstand“, der sich abzeichnen beginnt, der Handwerker, der denkmäÙig weitgehend in der Gruppenordnung der Zunft verbleibt, der kleine Händler, die unterste zivile wie militärische Schicht des immer breiter werdenden Beamtentums.

Die „bürgerliche Gesellschaft“ baut sich vielmehr aus der wirtschaftlich fortgeschrittenen „Oberschicht“ des größeren Kaufmanns und Fabrikanten, des höheren Beamten — der zugleich den größten Teil des stadtgebundenen Adels umschließt — und der Träger einer akademischen Bildung auf, die z. T. in der Beamtung aufgehen. Der damalige Sprachgebrauch nannte sie die „Konditionierten“. Dazu treten kleinere und gerade im Norden unbedeutende Sondergruppen, Künstler, Literaten, vermögende Leute ohne berufliche Einordnung. Aufs Land hinaus erstreckt sich die bürgerliche Gesellschaft einerseits durch das Pfarrhaus, diesen wichtigsten Vermittler bürgerlichen Denkens und bürgerlicher Bildung, andererseits durch die alten adligen und neuen bürgerlichen Grundbesitzer, die von Fall zu Fall den Anschluß gesucht und gefunden haben.

Die vornehmsten Merkmale dieser Schicht sind Besitz und Bildung. Die kapitalistische Ordnung ist soweit fortgeschritten, daß Besitz und eine darauf gegründete gehobene Lebensführung das inhaltliche Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft geworden sind und daß der Besitzlose außerhalb der Gesellschaft steht oder sich nur schwer darin hält. Bildung andererseits ist wesentlich formal gefaßt und umschließt zugleich die Beherrschung bestimmter geselliger Formen, darunter eine formale Anerkennung gewisser



69. Marktplatz und Erlöserkirche in Oslo, 1800. Zeichnung von William Edy. Oslo vermochte sich nicht zur „Hauptstadt“ zu entfalten. Es bleibt Provinz.

moralischer Forderungen und ein Teilhaben an einem Schatz geistiger Güter, die Fähigkeit vernunftmäßigen Überblicks über die Welt (Wissen) und die Schätzung ästhetischer Werte (Geschmack). Bildungsausfall wird leichter durch Kapitalstärke aufgewogen als umgekehrt. Alles in allem vollzieht sich im 18. Jahrhundert in Skandinavien die neue Schichtenbildung, die in Westeuropa längst vorhanden war, die Gliederung in Oberschicht und Unterschicht — mit allen möglichen Zwischenstufen — in gebildet und ungebildet, gesellschaftsfähig und nicht gesellschaftsfähig, besitzend und nicht besitzend und — mit allen Einschränkungen — Stadt und Land, Hauptstadt und Provinz.

Hier zeichnen sich die Linien in Norwegen am interessantesten. Denn die Spaltung in Ober- und Unterschicht verstärkt sich hier, indem sie mit dem Gegensatz einer dänischen oder danisierten Beamten- und Kaufmannsaristokratie (vgl. Abb. 68) und einer norwegisch bäuerlichen Grundsicht, zum guten Teil auch mit der religiösen Aufspaltung in Rationalisten und Altgläubige zusammenfällt. Dennoch war es nun aber nicht das norwegische Bauerntum, sondern jene dänische Oberschicht, die aus ihrer Durchtränkung mit den Ideen der Zeit den absolutistischen Untertanenbegriff langsam abstreifte und eigene norwegische Gedanken zu denken wagte. Sie entsprangen der bürgerlichen Gesellschaft, deren Grundhaltung in den beiden ältesten norwegischen Forderungen: eigene Bank (Besitz) und eigene Universität (Bildung) symbolhaft deutlich zum Ausdruck kommt. Als der absolute Staat diesen Forderungen endlich nachgab, war freilich der viel weitergehende Gedanke eines selbständigen Norwegen längst vorgedacht; es war abermals das danisierte Bürgertum, das sich gegen den Kieler Frieden erhob. Die Reichsversammlung von Eidsvoll (1814), die Norwegens Freiheit verkündete und zugleich seine bürgerlich-liberale Verfassung schrieb, war eine Versammlung von Beamten, Kaufleuten und Geistlichen mit einem Zusatz von Bauern, der auf den Gang der Ereignisse noch wenig Einfluß übte. Dennoch war es dieselbe bürgerliche Schicht, die — in nur scheinbarem Widerspruch — die wirkliche Volkwerdung Norwegens gehemmt hat. In ihrer städtischen Gebundenheit hielt sie bildungsmäßig den Blick auf das überlegene Kopenhagen gerichtet, das noch Jahrzehnte nach der Loslösung die heimliche Hauptstadt des Landes und das erstrebte Vorbild jenes danisierten Bürgertums blieb. Noch die Jugendkämpfe Ibsens und Björnsons galten der Abwehr der geistigen Herrschaft Kopenhagens.

Die Umfangsbestimmung der bürgerlichen Gesellschaft läßt große Teile des Volkes außerhalb. In Norwegen, wo die Verhältnisse am krassesten liegen, umfaßt jene „bürgerliche“ Schicht knapp 7%, die bäuerliche Grundsicht gerade 60% der Bevölkerung, und selbst die aus Seelenten, Arbeitern und Bediensteten gebildete Unterschicht umfaßt mit 30% über das Vierfache des Bürgertums (Zählung von 1769).

Die neue Gesellschaftsbildung zersetzt die alte Standesschichtung, hebt sie aber nicht auf. Das Bauerntum führt sein gruppenhaftes Dasein abseits von Staat und Gesellschaft weiter. Es ist auch im 18. Jahrhundert nur Objekt dieser Mächte, selbst wo es persönliche Freiheit und bescheidene politische Rechte besitzt. Die soziale Lage des dänischen Bauern bessert sich nicht; im Gegenteil, Schollenbindung und Freiheitsbeschränkung nehmen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch zu. Die Bauernbefreiung geschah erst zu Ende des Jahrhunderts, und sie war nicht bäuerliche Tat, sondern staatliche und grundherrliche Fürsorge, Frucht eines weckenden menschenrechtlichen Denkens. Erst die Romantik mit ihrem Volkstumsbegriff brachte den grundlegenden Umschwung und räumte dem Bauerntum den verdienten Platz in der Gemeinschaftsgestaltung ein. Das wurde namentlich für die Neuformung des norwegischen Volkstums entscheidend.

Weit lebhafter macht sich die alte außerbürgerliche Standesgeltung des Adels nach außen bemerkbar. Sein klares Standesbewußtsein beruht auf seinem alten, privilegierten Grundbesitz, sein politischer Einfluß auf dem überlieferten Anspruch auf militärische und bürokratische Führung, seine gesellschaftliche Geltung auf der Durchformung eines ständischen Erziehungsideals mit ritterlichem Einschlag und höfischem Schliff. Der Kavalier als adliger Idealtyp ist im 18. Jahrhundert das offen beargwöhnte aber heimlich erstrebte Vorbild des bürgerlichen „Mannes von Welt“.

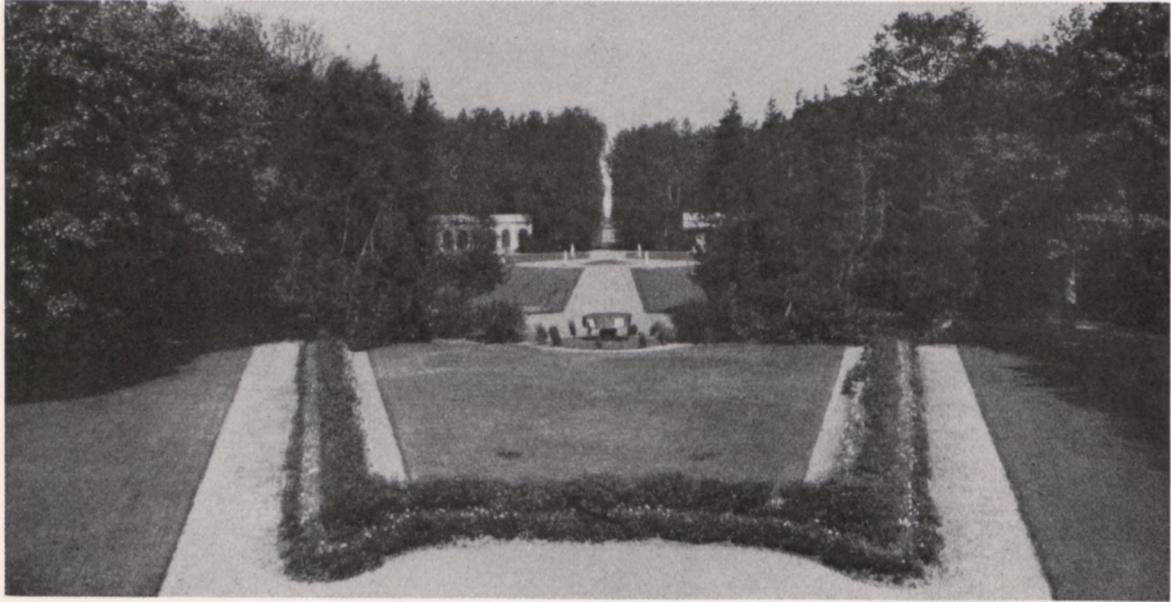
Allein trotz allem ist der Adel im 18. Jahrhundert in die Verteidigung gedrängt und zu Ende des Jahrhunderts in Auflösung begriffen. Die Gründung seiner Lebenshaltung auf Landbesitz wird immer fragwürdi-



70. Schloß Gimo (Uppland) von der Hofseite. Ursprünglich im Besitz von Louis de Geer (1641) erwarb es 1664 der Großkaufmann Henry Le Febure, der das Schloß im gustavianisch französischen Stil erbaute. Der reiche Händler handelt hier wie früher der kriegerisch-adlige Grundherr.

ger, je mehr sich die Wirtschaft kapitalisiert. Materiell wird der adlige Landherr durch den kapitalistischen Wirtschaftsführer in den Hintergrund gedrängt. Die große Bauzeit der adligen Herrensitze ist vorüber — die Gutshäuser des 18. Jahrhunderts wirken neben denen des 17. bescheiden, fast ärmlich. Die feudale Sonderstellung des adligen Landbesitzes selbst wird fraglich, seit auch der Unadlige alten Adelsbesitz erwerben kann und eine neue, weder bäuerliche noch adlige Besitzerschicht, die Proprietäre, heranwächst. In der Bürokratie setzt sich der Vorgang der Verbürgerlichung beschleunigt fort; immer mehr zieht sie den jungen Adligen vom Lande in die Stadt, aus junkerlicher in bürgerliche Lebensführung. Und immer seltener wird der Typus des Grandseigneurs im Staatsdienst, der seinen Lebensstil unabhängig von der staatlichen Einkunft selbstherrlich gestaltet und das Staatsamt als Teil traditioneller Lebenshaltung mitnimmt. Immer häufiger wird auch in den oberen Stellen der vom Staat und seinem Lohn abhängige Beamte, der seinen Lebensstil der staatlichen Besoldung anpassen, d. h. verbürgerlichen muß, und immer größer wird in der Bürokratie der unadlige Einschlag, der sich zum Ende des Jahrhunderts nicht mehr adlig maskiert, sondern die offene Gleichberechtigung auch für die Spitzen des Staates erkämpft. In Dänemark z. B. bringt das Abenteuer Struensees die entscheidende Wendung. Vorher vertritt der große P. A. Bernstorff noch den Typus des internationalen Kavaliere, und der pommersche Kaufmann Schimmelmann wandelt sich in den großen Grundherren und Grafen Schimmelmann, als er Leiter der dänischen Finanzen wird. Der führende Minister nach Struensees Sturz, Ove Guldberg, denkt gar nicht daran, seine bürgerliche Herkunft hinter einer Fassade zu verstecken; bis in seinen persönlichen Stil hinein betont dieser ehemalige Theologe, Historiker und Prinzenzieher seine Bürgerlichkeit.

In Schweden zeichnet die „Freiheitszeit“ tiefe Spuren in das Gesicht des Adels. Er wird hier in einer schwer vorstellbaren Weise politisiert und gibt sich dem politischen Intrigenspiel mit der Leidenschaft des echten Spielers hin. Er ist der führende Stand der Freiheitszeit, die trotz dieses Namens eine typische Adelherrschaft mit parlamentarischem Hintergrund war. Der Adel allein ist daher der unversöhnliche Feind Gustavs III. und seiner starken Königsmacht — eine vergiftete Feindschaft, denn Adel und Königtum sind in den geheimsten Tiefen ihres Wesens verwandt und eines Blutes. Und eine tragische Feindschaft, denn kein König hat diese Verwandtschaft inniger empfunden und den Adel schmerzlicher geliebt als Gustav III. Allein ein halbes Jahrhundert parlamentarischer Verrottung hatte die sittlichen Grundlagen des Adels, seinen Ehr- und Treuebegriff aufgelöst. Sein Kampf gegen Gustav III. ist ein ausgesprochen treuloser gewesen, und die adlige Offiziersverschwörung von 1789 (Anjalabund), die in verblendeter Instinktilosigkeit von der Front aus mit dem russischen Erbfeinde verhandelte, ist eine gemeine Meuterei ohne Größe und Glanz einer fruchtbar-revolutionären Tat. Sie ist die sittliche Todesstunde des schwedischen Adels als Stand. Als drei Jahre später die Kugel des adligen Mörders Anckarström Gustav III. niederstreckte, hat der Adel die Früchte dieser Tat nicht geerntet; ja er hat den Täter weder schützen noch auch nur mit der Glorie des Märtyrers umgeben können. Das standeshafte Einheitsgefühl wich mehr und mehr den Forderungen des freien Individuums. Schon in Anckarströms Tat selbst waren ständische und revolutionäre Antriebe dumpf ineinandergeflossen — sein Bild zeigt das ohne weiteres. Und unter den Anhängern der französischen



71. Park von Gimo im französischen Geschmack (vgl. vorige Abbildung).

Revolution waren nicht wenige junge Adlige, die in der folgenden Zeit eines absolutistischen Rückschlages eine nicht mehr ständische, sondern revolutionäre Opposition entfalteten. Bezeichnend ist jener kleine Auftritt auf dem Reichstag von Norrköping (1800), da eine Gruppe leidenschaftlicher junger Adliger eine angebliche Kränkung der Verfassung damit beantworteten, daß sie der reaktionären Welt ihre Adelstitel vor die Füße warfen, eine Gebärde, die zugleich den Sinn des „Standes“ leugnete und eine neue, bürgerliche Welt verkündete.

Und so ist denn die Wahl des französischen Advokaten und Revolutionsmarschalls Bernadotte zum schwedischen Kronprinzen unter führender Mitwirkung des Adels nur der letzte Ausschlag von dessen innerer Verbürgerlichung. Erst in ihr hat er seine sittliche Haltung wiedergefunden, seine alte Geltung aber endgültig aufgegeben. Adel ist zu einer Stilform geworden.

Der Einbruch einer neuen bürgerlichen Zeit macht sich im Norden weniger in politischen Spannungen zwischen Volk und Herrscher als in sozialen Spannungen zwischen Bürgertum und Adel bemerkbar. Revolutionäre Äußerungen und Persönlichkeiten sind selten und bedeutungslos. Aber der Adelshaß ist eine kulturell bedeutsame und durchgehende Erscheinung. Er wird durch das kulturelle Unterlegenheitsgefühl des Bürgertums und seine geheime Nachäffung adliger Formen nur verschärft. Adelshaß war eines der wirksamsten Agitationsmittel der norwegischen Freiheitsbewegung gegen die Eingliederung in das schwedische Reich mit seiner „Adelsherrschaft“. Und während die norwegische Verfassung von 1814 gar nicht daran denkt, ohne monarchische Spitze auszukommen, schränkte sie jede Ausdehnungsmöglichkeit des Adels ein und schaffte wenige Jahre später den Adel als Standesform ganz ab. Nicht minder deutlich tritt der Adelshaß in Dänemark und Schweden hervor. Der rasche Erfolg Struensees ist zunächst aus dem Mißtrauen gegen die hochadligen Staatslenker zu erklären, und das an die Grenze der Libertinage streifende Hofleben in der kurzen Glanzzeit Struensees ist etwas ganz anderes als die weltmännisch offene Geselligkeit im Bernstorffschen Hause; es ist der geblendete Einbruch des Bürgertums in den Glanz des Hofes. Der Bedeutung, die der bürgerlichen Adelsfeindschaft im Werke Gustavs III. zukommt, ist schon früher gedacht. Und der einzige revolutionäre Auftritt von unten her, den Schweden erlebt hat, die rohe Er-

mordung des Reichsmarschalls Axel von Fersen auf den Straßen Stockholms, geschah nicht aus politischen Motiven. Im Gegenteil, die Erhitzung des Volkes nährte sich an dem Gerücht, er habe den Prinzen von Augustenburg, Schwedens gewählten Kronprinzen, vergiftet. Sie traf in Axel von Fersen vielmehr einen Vertreter des noch fortlebenden ancien régime mit seiner betonten Entfaltung von Reichtum, Geschmack und Hochfahrt.

Am längsten lebte der Ständebegriff als politische Form. Der schwedische Ständestaat überdauerte die unruhigen Zeiten von 1792—1812 und hielt sich bis zu der liberalen Verfassung von 1866. Und in Dänemark wurde die ständische, nicht die demokratische Gliederung die Grundlage aller konstitutionellen Versuche vor 1848. Allein auch politisch machte sich ihre Überalterung früh bemerkbar. Die schwedischen Gruppenbildungen der Freiheitszeit vollzogen sich nicht mehr im ständischen Rahmen; es entstanden statt dessen Parteien. So verschieden Anstoß, Art und Führung des Parteilebens jener Tage von dem modernen ist: daß sich Parteigruppen um bestimmte Anschauungen bildeten und daß sie sich quer durch alle vier Stände erstreckten, bezeugt die Veraltung des Ständebegriffes und kündigt neue, politische Lebensformen an. Überdies war die soziale Gliederung längst reicher, als daß die überlieferten vier Stände ihr noch entsprechen konnten. Breite und bedeutende Gruppen blieben in ihnen unberücksichtigt und unvertreten. Die Reformversuche des 19. Jahrhunderts deuten daher den Ständebegriff von innen her um und schieben in die alte Gliederung neue Gruppen aus neuem Denken ein. Man wird überall die Gedankengänge der bürgerlichen Gesellschaft wirksam finden und die Forderung der Vertretung unter Geltendmachung von Besitz und Bildung erhoben sehen, Begriffe, die auch nach Fallenlassen der ständischen Vertretung und der Einführung allgemeiner Wahlen als praktische Einschränkung zunächst bestehen blieben.

Besitz als Kennzeichen der bürgerlichen Gesellschaft muß näher als Kapitalbesitz umschrieben werden. Das 18. Jahrhundert bedeutet für den Norden den entscheidenden Umschwung von Grundbesitz zu Kapitalbesitz und damit die Eingliederung des Nordens in das kapitalistische Europa. Kapitalbesitz, noch im 17. Jahrhundert das Zeichen losgelöster Vereinzelung, wird tonangebende Besitzform; Grundbesitz, der natürlich nicht schwindet, wird kapitalistisch umgedeutet, ausgenutzt und am Geldwert gemessen.

Bezeichnend ist dafür die das ganze Jahrhundert fortgehende Kapitalisierung öffentlichen Grundbesitzes durch einen ungeheuren Landverkauf der Krone, der Kirche, der öffentlichen Stiftungen. Kirchen- und Krongut kamen in Norwegen in den 20er und nochmals in den 40er Jahren zum Verkauf. Kulturgeschichtlich noch wesentlicher sind die großen Domänenverkäufe, die der dänische Finanzmann H. K. Schimmelmann in den 60er Jahren im Zuge seines Sanierungsplanes durchführte. Der ehemalige deutsche Kaufmann und Kriegslieferant kannte die inneren Hemmungen traditionsgebundener Denkweise gegen solche Bodenveräußerung nicht, die ihm nur eine kapitalistische Maßnahme gleich irgendeiner Börsen- oder Kreditaktion war.

Die Käufer sind nur zum Teil — und eigentlich fast nur in Norwegen — Bauern oder landsässige Männer; der größere Teil stammt als Kaufmann, Beamter, Geistlicher aus der bürgerlich-städtischen Welt. Solcher Landkauf führt nur teilweise zu neuer Landsässigkeit; wo es geschieht, erwächst der schon erwähnte Stand der Proprietäre als Einstrahlung der bürgerlichen Welt in das Land. Meist aber ist Landkauf nur Kapitalanlage, deren Verzinsung durch Verpachtung oder andere indirekte Bewirtschaftung eingebracht wird. Auch eine wirkliche Bodenspekulation, die zu schlechten Zeiten billig aufkauft, um bei guten Konjunkturen teurer zu verkaufen, die also Boden nur noch als Ware sieht, ist schon im Werden.

Endlich erwächst namentlich im Umkreis der Städte jene veredelte Form bürgerlichen Landbesitzes, die ländliches Grundeigentum zum Ausdruck bürgerlicher Wohlhabenheit macht oder sich durch Grundbesitz Zugang zu der tonangebenden Schicht des Adels verschafft. Bei dieser Form spielt neben dem wirtschaftlichen auch der gefühlsmäßige Antrieb einer neuen Naturfreude hinein, die das Land und seine Unberührt-heit als Gegensatz zu Last und Lärm der Stadt empfindet (Abb. 68—71). In einer Mischung dieser Antriebe sehen wir, wie der alternde Holberg — auch darin der Ausdruck seines Jahrhunderts — sein Vermögen in Landbesitz umwandelt, daraus eine Baronie formt, die seinen Adelstitel begründet, und dort in einer Art idyllischen Tuskulumgefühl seine letzten Lebensjahre verbringt. Ganz ähnlich machte sich der eben genannte Finanzminister Schimmelmann gleich bei seinem Eintritt in dänische Staatsdienste durch den Erwerb von Gütern in Jütland und des berkenthinschen Palais, eines der vornehmsten Häuser der Hauptstadt — heute Kopenhagens Konzerthaus — in der neuen Heimat bodenfest, trat in den hohen Adel Dänemarks ein

und zog damit den zugehörigen Rahmen um seine glänzende hauptstädtische Geselligkeit. Er ist der Typus des Kapitalisten, der mit Grundbesitz geschmackvollen Luxus entfaltet. In seinem Sohne, dem ebenfalls bedeutenden Finanzmann Ernst Schimmelmänn, sollte sich dann Rousseausche Naturschwärmerei hinzugesellen.

So treffen wir auf dem Lande, namentlich im Umkreis der Städte, manch schönen Landsitz des 18. Jahrhunderts. Es ist weder der Typus des altadligen Erbhofes noch des königlichen Lustschlosses, sondern mit Landhaus und Park der Ausdruck einer neuen, bürgerlich behäbigen und gebildeten Lebensform. Und vielfach sind ihre ersten Erbauer und Besitzer die Leiter großer Handelshäuser oder höhere Beamte des Staates.

Das Land begann sich also zu kapitalisieren und zu verbürgerlichen. Doch blieb natürlich der größte Teil des Bodens in adligem oder bäuerlichem Besitz und Betrieb. Und in der Erfassung der wirklichen Landwirtschaft kam das Geld und damit die Kapitalisierung viel langsamer vorwärts. Immerhin begann auch das Land in Geld zu denken und zu rechnen. Auch der Bauer des 18. Jahrhunderts hört auf, rein naturalwirtschaftlich zu leben. Geldhandel verdrängte den Tauschhandel. Er erhielt seine Produkte mit Geld bezahlt und kaufte dafür in der Stadt oder auf den Märkten Waren ein. Er begann, namentlich in den nicht seltenen Notjahren, auf Kredit zu wirtschaften, und die Regelung seiner Schuldverhältnisse zwang ihn zur Kapitalisierung seines Besitzes. Er war in den Geldprozeß verweben. Freilich zunächst noch recht unvollkommen. Im rein örtlichen Verkehr von Hof zu Hof, von Bauer zu Landhändler, aber auch etwa in der Entrichtung des Kirchenzehnten und wenigstens in der Berechnung der überkommenen Staatssteuern herrschte Naturalwirtschaft noch lange vor. Aber wo der Bauer die Welt und die Welt ihn erreichte — bei den staatlichen Abgaben, bei Reisen und Postfahrten, bei Holzarbeiten für die Bergwerke und vielem anderen — war das Zahlungsmittel Geld. Das hob seine Lebensbedürfnisse und -gewohnheiten. Er machte sich den gesteigerten Warenverkehr des kapitalistischen Handels zunutze, lernte koloniale Nahrungs- und Genußmittel kennen, entwöhnte sich des heimgewebten Tuches, benutzte industriell hergestellte Geräte und Hausrat. Die immer wiederholten Klagen über die zunehmende „Üppigkeit“ des Bauern bedeuten nichts anderes, als daß er die Erzeugnisse der bürgerlichen Kultur aufnahm, ohne sich gleichzeitig der bürgerlichen Bildungsschicht einzugliedern.

Doch ist dies alles nach örtlichen Bedingungen verschieden und vollzieht sich in generationenlangem Wandel. Die Bauern um die Städte, in den Bergwerksbezirken, an den großen Durchgangsstraßen wurden früher und stärker beeinflußt; in abseitigen und ärmeren Gegenden konnte eine rein patriarchalisch naturalwirtschaftliche Form bis sehr tief ins 19. Jahrhundert fortleben. Aber die Annäherung des Bauerntums an bürgerliche Lebensformen, eine der wichtigsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, bereitet sich im 18. Jahrhundert deutlich vor.

Kapital ist eine weit unpersönlichere, bindungsfreiere Besitzform als Land und darum der gegebene Ausdruck einer Zeit, die alte Bindungen löst. In seiner Gestaltlosigkeit ist es das materielle Gegenstück der gestaltlosen Ratio, der Gottheit dieses Zeitalters. Land- und Sachbesitz bindet für das Leben, schreibt traditionell Daseinsform und Lebensstil vor. Geld kann sich jeden Augenblick zu allem verwandeln, selbst gestaltlos kann es jede Gestalt annehmen.

Keine Frage beschäftigt das 18. Jahrhundert so wie die Aufgabe, die Möglichkeiten des Geldes zu erforschen und in Anwendung zu bringen. „Wirtschaft“, „Ökonomie“ wird nicht nur die Lieblingswissenschaft der Zeit, sondern auch der bevorzugte Stoff gesellschaftlicher Unterhaltung. Das 18. Jahrhundert ist auch für den Norden das Zeitalter der ökonomischen Zeitschriften, Flugschriften, Broschüren, Projekte und Eingaben. Im Gegensatz zu aller früheren Wissenschaft erwuchs die Wirtschaftswissenschaft aus einer allgemeinen Teilnahme. Denn sie schien zunächst nichts anderes zu sein als die Anwendung der allgemein menschlichen Vernunft auf die Schätze, welche die Erde dem Menschen zur Verfügung stellt. Und indem „Wirtschaft“ nicht nur den Einzelnen berührte, sondern auch die Gesamtheit und ihren Ausdruck, den Staat, wurde sie zur tragenden Macht in staatlichen Entschlüssen und Maßnahmen. Das Verhältnis von Wirtschaft

und Staat kehrte sich um. War im 17. Jahrhundert die Wirtschaft ein gegängelt und in jeder Weise abhängiges Kind des Staates gewesen, so wuchs sie sich im 18. Jahrhundert unter dem Schutze des Staates so sehr aus, daß sie ihn weitgehend beherrschte und seine Schritte bestimmte. Wirtschafts- und Finanzpolitik rücken in die vorderste Reihe. Die Subsidienzahlungen der Großmächte spielten in der Bündnispolitik der nordischen Mittelmächte eine hervorragende Rolle: Kapitalisierung der Machtgeltung. Und wenn Dänemark seine kostspieligen Werbungsstruppen gegen Geld „auslieh“, so war auch dies die Kapitalisierung eines kostspieligen staatlichen Unternehmens.

Nicht mehr Macht, Größe und Bodenschätze an sich entscheiden jetzt über das Schicksal eines Volkes, sondern die Fähigkeit, Besitz in Kapital zu verwandeln und Kapital in Arbeit. Daher blieb Norwegen trotz seiner natürlichen Schätze und gelegentlicher Zeiten der Handelsblüte unter den nordischen Ländern zurück, weil ihm Dänemark keinen Raum zu Kapitalbildung und Kapitaleinsatz aus seinen eigenen Wirtschaftsinteressen heraus gestattete. Gerade die Erkenntnis der Unvereinbarkeit von dänischen und norwegischen Wirtschaftsbelangen weckte zuerst das Gefühl für die norwegische Eigengeltung. Und es bedurfte der grausamen wirtschaftlichen Erfahrungen während der Kontinentalperre, um das Band zwischen Norwegen und Dänemark vollends zu zerreißen.

Aber in der Vielseitigkeit und Beweglichkeit liegt auch die Gefahr des Geldes, zumal wenn es bald die einfache Form der geprägten Münze verläßt, immer beweglichere, aber auch immer ungreifbarere Formen annimmt und sich zu einem gespenstischen Eigenleben erhebt. Die Banknote ist eine Form, deren Verlockung die nordische Finanzpolitik mehr als einmal erlag, indem sie dem leichten Erfolg inflationistischer Scheinblüte nachjagte. Die Inflation in den letzten Jahren Karls XII. war noch wesentlich eine Münzverschlechterung, die Geldaufschwemmung nach der Jahrhundertmitte und die dänische am Anfang des 19. Jahrhunderts sind Noteninflationen gewesen. Alle Fragen, die sich im 19. und 20. Jahrhundert weit brennender stellen, tauchen im 18. Jahrhundert erstmalig auf: Kursfall und Kursstützung, Moratorium und Zwangsanleihe, Staatsschutz und Freizügigkeit, aktive und passive Handelsbalance, Arbeitsmarkt und Arbeiterfrage.

Die gegebene Form der Aufklärungszeit wäre die wirtschaftliche Freizügigkeit, Freihandel und Gewerbefreiheit. Aus dem wirtschaftlichen Handeln des einzelnen mußte sich im freien Spiel der Kräfte die vernünftige Wirtschaft der Gesamtheit ergeben. Denn „freie Wirtschaft“ bedeutet ja eben die Anerkennung des individuellen Rechtes auf wirtschaftliche Handlungsfreiheit, unabhängig von staatlicher Aufsicht, aber auch staatlicher Stütze. Sie bedingt aber auch die Möglichkeit einer neuen Vergesellschaftung auf Grund freier Übereinkunft, also eine konventionell zu regelnde Wirtschaftsgemeinschaft, die ja auch die Leitform des 19. und 20. Jahrhunderts geworden ist.

Allein im 18. Jahrhundert stand dem Grundsatz der Freiheit die weiterlebende Wirklichkeit der Vergangenheit im Wege, und zwar auf Seite der Wirtschaft die alten privilegierten Gruppen, die Städte mit ihren Marktrechten, die Kompanien und Gesellschaften mit ihren Monopolen und Freiheiten, die einzelnen Unternehmer mit ihrer staatlichen Unterstützung. Andererseits behielt der aufgeklärte Zentralstaat auch der Wirtschaft gegenüber seinen An-



72. Bucheinband von Kristoffer Schneidler, 1764. Stockholm, Riddarhus. Spitzenmusterband nach französischem Rokokovorbild. Monogramm Adolf Fredriks. Rotmaroquin mit Gold.



73. Bucheinband 1786 von Kristoffer Schneider für Gustav III. gefertigt. Stockholm, Kgl. Bibliothek. Rotmaroquin mit Gold. Stil Louis XVI. Hinwendung zur klassisch einfachen Linie.

spruch auf Zugriff und Führung aufrecht. Der Gedanke einer selbstherrlichen Wirtschaft war im bürokratischen Absolutismus undenkbar. So blieb die Wirtschaftsführung zunächst in den gewohnten Bahnen; das 18. Jahrhundert übernahm bis zu seiner Mitte die merkantilistischen Formen noch ohne Widerspruch. Kluge Köpfe konnten in ihnen noch immer Bedeutendes erreichen.

Als Vorbild merkantilistischen Unternehmertums der Spätzeit darf der Schwede Jonas Alströmer gelten, der unmittelbar nach dem tiefen wirtschaftlichen Verfall unter Karl XII. seine Textilunternehmungen in dem Städtchen Alingsås aufbaute und zur Blüte brachte, zwar mit immer neuem Einsatz von Staatshilfe, aber auch zu nicht geringem Nutzen beim wirtschaftlichen Wiederaufbau des Reiches. Von allgemeinerer Bedeutung sind die schwedischen und norwegischen Eisengruben, die abermals unter staatlicher Beaufsichtigung von Erzeugung und Export zu einer Reichtumsquelle der Länder wurden. Und noch machtvoller nach außen hin bezeugen die großen überseeischen Kompanien Dänemarks (Ostindische Kompanie 1732 neu organisiert) und Schwedens (Ostasiatische Kompanie 1731) mit ihrem völlig merkantilistischen Zuschnitt durch ihre oft ungeheuren Gewinne den Nutzen einer zentralistisch geförderten Handelspolitik. Ihr Fehlen in Nor-

wegen ist ein bezeichnender Ausschlag der wirtschaftlichen Rückdrängung durch Dänemark.

Auch das Handwerk verblieb in der altererbten Form der Zunft, während es zugleich gesellschaftlich absank und den Anschluß an die neue bürgerliche Gesellschaft nur unvollkommen erreichte, obwohl es in seinen besten, künstlerisch gefärbten Leistungen (Bucheinband, Möbeltischlerei, Glasschliff, Stukkatur) sehr beachtliche Höhe erreichte.

Dennoch begann seit der Mitte des Jahrhunderts das merkantilistische System auch im Norden abzumatten. Die neuen freihändlerischen und physiokratischen Ideen, die vom Festland und von England her den Norden schnell erreichten, spielen nicht nur in der wirtschaftlichen Tagesliteratur eine beträchtliche Rolle. Die alten Formen verfielen und entarteten in der wirtschaftlichen Wirklichkeit, und der Staat trug dem in seiner Wirtschaftspolitik Rechnung. Nicht in einem plötzlichen Umlegen des Steuers, das die kapitalistisch so schwach abgestützte nordische Wirtschaft auch kaum ertragen hätte. Das sehen wir aus den Erschütterungen, die schon die entschlosseneren Versuche Struensees in Dänemark, des jungen Gustav III. in Schweden hervorgerufen haben. Doch der Staat lockerte seine Wirtschaftspolitik auf, und die alten festen Wirtschaftsgebilde veralteten und zerfielen von selbst. Im Handwerk setzten sich die Freimeister und privilegierten Handwerker neben der Zunft immer mehr durch, und die Zunftmeister fanden den Staat minder willig, seine Hand für die Erhaltung ihrer Rechte zu leihen. Im Handel waren die großen Kompanien immer noch die Leitformen der Zeit, und die überseeischen Kompanien Dänemarks und Schwedens standen noch bis gegen Ende des Jahrhunderts in fürstlicher Macht und Blüte, kleine Staaten im Staate. Aber in Schweden kamen nach 1750, in Dänemark nach 1765 (Guineische Kompanie) keine Neugründungen mehr vor. Und von Mal zu Mal wurde der Staat auch den großen alten Kompanien gegenüber mit seinen Monopolbestätigungen zurückhaltender, um auch anderen den Zugang zu den fernen Handelsgebieten zu ermöglichen. Um die Jahrhundertwende gingen ihre Erträgnisse zurück, wurden ihre Formen als veraltet empfunden, und die Umwälzungen der napoleonischen Zeit haben sie nicht überleben können. Aus dem Wirtschaftschaos dieser Zeit ging der freie Händler als Sieger hervor. Endlich wurde 1785 auch Island wirtschaftlich freigegeben, nachdem es 1764 zum letzten Male zusammen mit Grönland und Finnmarken monopolistischer Ausbeutung durch die allgemeine Handelskompanie überlassen war.

Im Inlandhandel wurden die alten merkantilistischen Abgrenzungen der Hafen- und Marktbezirke und der händlerischen Kategorien (Kaufherr und Landkrämer) schlaff, und der Staat zögert, die alten Gerechtsame zu schützen. Seit 1742 wurden in Norwegen neu zu städtischem Rang erhobene Plätze nicht mehr mit einem festen Hinterland ausgestattet, der Marktzwang der alten Städte vielmehr gelockert und praktisch aufgehoben. Und den alten Kaufmannsgesellschaften der Städte, die den Schutz des Staates gegen unberechtigte Konkurrenz Außenstehender anriefen, konnte ein so vorsichtiger Mann wie der dänische Generalprokurator Stampe die überraschende Antwort geben, es sei im Sinne des allgemeinen Besten, wenn jeder sich im Rahmen des Gesetzes so ernähre, wie er es kann und versteht. Das war der ausgesprochene Grundsatz der Gewerbefreiheit.

Das Sorgenkind des Merkantilismus war die Industrie gewesen. Jetzt endlich dämmerte die Erkenntnis auf, daß man eine Industrie weder von oben her machen noch ihre Erzeugnisse zwangsmäßig absetzen kann. Im kapitalarmen und wenig kaufkräftigen Norden hatte schließlich jedes industrielle Experiment mit einem Zusammenbruch geendet. Und kein Zollsystem war wirksam genug, um den großangelegten Schmuggel des 18. Jahrhunderts — der erst im Alkoholschmuggel unserer Tage ein Seitenstück hat — und damit die Einfuhr besserer und billigerer Auslandserzeugnisse aufzuhalten. Die künstliche Aufzucht industrieller Unternehmungen durch den Staat ließ langsam nach, und es kam die Besinnung auf die natürlichen Quellen des Wohlstandes.

Diese Besinnung bedeutet aber im Norden nicht nur die Pflege der gegebenen Ausfuhrwerte: Fisch, Holz, Erz; es bedeutet vor allem die endlich auflebende Sorge für die Landwirtschaft oder, sozial gesehen, für den Bauernstand. Seit der Mitte des Jahrhunderts beginnt die Landwirtschaft in der ökonomischen Literatur eine schnell wachsende Rolle zu spielen, und die Fülle und Leidenschaftlichkeit der vorgebrachten Pläne und Vorschläge läßt erkennen, wie wichtig dieser Umschwung ist. Freilich ist anfangs der leitende Gesichtspunkt noch merkantilistisch. Das zeigt die noch im 18. Jahrhundert zunehmende Versklavung des dänischen Bauern an die Grundherren zu dem Zweck, den Gutsbetrieb mit seinen Ausfuhrwerten, Korn und Vieh, zu sichern und einträglich zu erhalten. Die Förderung der Schafzucht war zunächst von dem Wunsche hervorgerufen, der Textilindustrie einheimische Rohware zuzuführen; die Bemühungen um bessere Korntragnisse entsprangen dem Bedürfnis, diesen umfänglichsten Importartikel in der Handelsbalance herabzudrücken. Aber von oben kam auch wirkliche Fürsorge für die Landwirtschaft, z. B. in der Lockerung des norwegischen Erbzwanges, in der staatlich geförderten Einführung neuer Methoden, Geräte und Kulturgewächse (Kartoffel, Hanf, Obstzucht), in dem großen Siedlungswerk (Avvittring) in Finland und Nordschweden. Namentlich aber kommt es in der Bekämpfung der alten schwerfälligen Gemeinewirtschaft und der Lösung des Bauern aus der damit zwangsmäßig verbundenen Gemeinschaftsarbeit zum Ausdruck. Kulturgeschichtlich gesehen ist das Verkopplungswerk des 18. und 19. Jahrhunderts ein tiefer Eingriff individualistisch bürgerlicher Gedankengänge in die altbäuerliche Gruppenkultur und wurde daher zunächst mit verständlichem Mißtrauen aufgenommen. Aber in diesem Falle wurde in der Tat eine überlebte, ja erstorbene Form weggeschnitten und der Weg zu einer neuen Bauernhofkultur erst freigelegt.

Indessen ist die große geistige Wendung, die den Bauern für einige Zeit in den Mittelpunkt des Interesses rückte und ihn aus einem verachteten zu einem verehrten Stande machte, nicht allein von der wirtschaftlichen Seite zu erfassen. Hier zog sich seit der Mitte des Jahrhunderts eine ganz neue Linie, die zuerst schäferisch idyllisch, dann romantisch schwärmerisch, zuletzt national schöpferisch die außervernünftigen Werte und Kräfte von Natur, Heimat, Boden, Volkstum, Nation wiederentdeckte und fruchtbar machte. Erst mit ihrer Wirkung wird die Rolle des Bauerntums in dem Norden des 19. Jahrhunderts verständlich — erst in ihrer Darstellung kommen wir daher auf die Bauernbefreiung und verwandte Erscheinungen zurück.

Die neue bürgerlich konventionelle Gesellschaft mußte ihre eigene Form, ihren Stil erst ausbilden. Das 17. Jahrhundert erhielt Gestaltung einerseits in der kirchlich orthodoxen Welt, die aus begreiflichen Gründen jetzt nicht mehr in Betracht kam, andererseits in der höfisch adligen. Sie war die einzige, die auf die neue bürgerliche Gesellschaft Einfluß ausüben konnte,



74. Spaziergang auf dem Holm im Drammenself (nahe bei Strømsø).  
Verbürgerlichung des Rokoko. (Det norske folks liv og historie VI.)

und in der Tat wurde sie für diese vorbildlich.

Die höfisch adlige Form der Spätrenaissance und des Barock haben wir als eine überaus formbetonte Kultur der Selbstdarstellung und des Selbstgenusses kennengelernt. Für das 18. Jahrhundert verwenden wir die Bezeichnung Rokoko und meinen damit eine Kulturform, die sich nicht von Selbstdarstellung überhaupt abwendet, sondern nur die Mittel und Formen ändert und sich zugleich über viel breitere Schichten ausdehnt. Sie verwandelt das Prunkvolle und Geschwellte der Barockform in einen Stil, der mit den Stichworten: galant, zierlich, kapriziös nur eben angedeutet werden kann. In Frankreich wurde der „Kavalier“ zu europäischer Vorbildlichkeit durchgestaltet. Er ist ein Formideal, also von außen her bestimmt, und weiß in jedem Augen-

blick, wie er sich darzustellen hat. Dieser europäische Typus wurde zunächst für den Adligen des Nordens vorbildlich. Er verdrängte den heroisch landsknechtshaften Offizier wie den pompösen Verwaltungsmann und trug mit Zopf und Degen die gleichen Merkmale formaler Abgeschliffenheit wie in seiner geistigen Form des Esprits. Seine beste nordische Verkörperung fand er in Persönlichkeiten wie dem Grafen Bernstorff in Dänemark oder in Gustav III. und seinen „Gustavianern“ in Schweden.

Dieser adlige Typus wurde nun für den Bürger maßgebend. Es gibt auch im Norden einen bürgerlichen Rokokostil der Lebenshaltung. Darstellerische Geschliffenheit zeigte sich in der bürgerlichen Kleidung, den Vorschriften des geselligen Auftretens, dem Gruß, der Galanterie, dem Tanz. Die bürgerliche Wohnung ist in Möbeln, Raumausstattung und Gerät von repräsentativer Grazie bei gleichzeitigem Mangel an innerer Bequemlichkeit. Auch künstlerisch und kunstgewerblich erwuchs im Norden ein bürgerliches Rokoko. Repräsentativ ist das Verhältnis des Bürgertums zur Kunst, die Entfaltung bürgerlichen Mäzenatentums, die Aufnahme des Porträts, des Epitaphs, der Huldigungsdichtung bei Hochzeit, Kindtaufe und Begräbnis durch die bürgerliche Gesellschaft. Im Gefolge adliger Form stehen selbst jene so typisch schwedischen bürgerlichen Namen wie Lagerlöf, Hasselquist, Palmblad, Svanberg. Es sind bewußte Nachahmungen adliger Namen, mit denen sich die in den Adel aufgestiegene bürgerliche Bürokratie des 17. Jahrhunderts geschmückt hatte. Aber während bei dem Typus: Adlersparre und Kronhjelm, Ehrensvärd und Nordenskjöld der Kreis adliger Gesinnung und seiner ritterlichen Zeichenwelt vorherrscht, haben die neuen Namen einen idyllisch sentimentalen Klang, der bürgerlich-unheroischem Denken entspricht. Doch die Klangfülle und die beim zweiteiligen Adelsschild sinnhafte Zweiteiligkeit des Namens verraten deutlich das Vorbild.

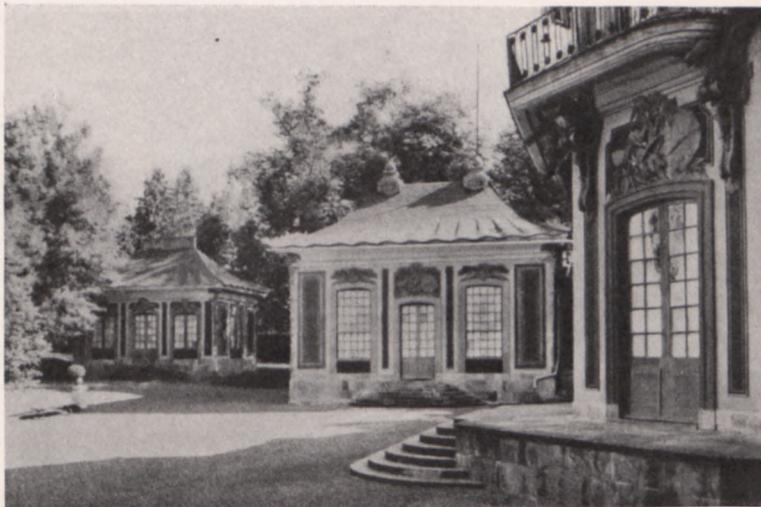
Dieses bürgerliche Rokoko ist also die Übernahme von Formen durch eine Schicht, die sie nicht selbst geschaffen hatte und für sich erst zurecht mußte. Das gilt für das kleinförmige und im Grunde patriarchalisch-ungelenke Bürgertum des Nordens in höchstem Grade. Die Form des Rokoko setzt eine Breite des

Lebensstils voraus, den sich das Bürgertum schon rein materiell größtenteils nicht leisten kann. Die großen Formen und kostbaren Massen des Barock hatten sich schon im höfischen Rokoko ins Zierliche gewandelt, ohne dabei an Kostbarkeit zu verlieren. Das bürgerliche Rokoko nahm das auf; jedes nordische Museum birgt Massen jener Döschen und Nippes, Zierlichkeiten und Spielereien, die für die Zeit so charakteristisch sind. Doch wird das kostbare Material durch billigeres, bis zum einfachen Ersatzstoff gehendes zurückgedrängt. Deutliche Beispiele sind die papierene Tapete statt Wandbehang oder Täfelung, und der einfach geschmackvolle Papiereinband der bürgerlichen Bibliothek neben dem kostbaren Lederband des Grandseigneurs. Am bezeichnendsten ist im Hausrat wohl die Mode des Porzellans, der Majolika und Fayence, der die berühmten Manufakturen von Rörstrand (bei Stockholm), Kopenhagen u. a. ihre Entstehung verdanken. Sie verdrängen die mächtigen Tafelgerätschaften des Barock und drücken den Hang zum Zierlichen, in Tee- und Kaffeegeschirr auch schon zum Gemütlichen aus.

Damit erfassen wir die eigentlich bürgerliche Umdeutung des Rokoko. Sie biegt die kapriziös-galanten Formen ins behäbig Solide um, vergrößert sie zu behaglichem Lebensgenuß. Der gesellige Kaffeetisch und die tabakrauchdurchzogene Stube oder Kneipe sind ein Ausdruck des bürgerlichen Rokoko. Es ist die Welt, in der sich am Anfang des Jahrhunderts der schwedische Dichter Runius, am Ende der große Bellman bewegen. Mit seinen bürgerlich frohen, geselligen Liedern, Devisen, Hochzeitscarmina usw. hat sich der eine der bürgerlichen Gesellschaft empfohlen und ihre enge, doch auch nahrhafte Gunst genossen. In seinen unsterblichen Figuren hat der andere die bürgerliche Welt verkneipter Gemütlichkeit zu rokokohaft schäferischer Anmut stilisiert, mit seinen alkoholischen Ordenskapiteln das bürgerliche Stockholm belustigt und jenes bürgerliche Mäzenatentum genossen, das in kleiner Münze und großen Gläsern zahlt. Aber keiner der beiden hat den Weg an den Hof gefunden, weil sie eben die Enthöfischung des Rokoko bedeuten.

Neben dieser Verbiederung und Verengung darf man aber die kapitalistische Weitung nicht vergessen. Der Weltbürger des 18. Jahrhunderts fühlt sich in seiner ganzen Lebensführung mit der Welt verbunden. Der Handel führt ihm die Waren aller Zonen zu und macht sie ihm zum täglichen Bedürfnis. Solche neuen Bedarfsartikel sind etwa Tabak, Tee und vor allem Kaffee, der geradezu symbolisch wichtig ist. Gilt doch Kaffee auch im Norden so sehr als Wahrzeichen des vermehrten Wohllebens in der bürgerlichen Welt, daß sich die merkantilistische Bekämpfung des Luxus mit besonderer Wut gerade gegen ihn richtete. Auch der Norden erlebte seine Kaffeeverbote und den Kaffeekampf der Gesellschaft gegen den Staat. An dem neuen Getränk hing zugleich Behagen und der Duft ferner Zonen. Und so wird das Exotische überhaupt in jener weltbürgerlich denkenden Zeit modern. Unter dem Einfluß des blühenden ostasiatischen Handels stand dabei China auch im Norden voran. Chinoiserie ist ein Wahrzeichen der Zeit und findet sich ebensogut in dem chinesischen Schloß zu Drottningholm bei Stockholm (Abb. 75/76) und dem kostbaren chinesischen Tafelgeschirr Gustav III., wie in den unzähligen Porzellan- und Lackraritäten des bürgerlichen Haushaltes. Sie sind keine sinnlosen Zufälligkeiten, sondern der spielerische Ausdruck von Weltbürgertum in einer menschheitlich denkenden Zeit.

Die ganze Rokokoform ist also nicht aus bürgerlichem Wesen entsprungen, sondern ihm nur angepaßt. Denn die von uns geschilderte bürgerliche Gesellschaft konnte ihrem Wesen



75. Ansicht des chinesischen Schlosses in Drottningholm. (Aus Svenska Kulturbilder.)



76. Ausschnitt von einer Wandmalerei im chinesischen Schloß Drottningholm. (Aus Svenska Kulturbilder.)

Wendung, daß zum ersten Male nicht mehr die Kirche Art und Umfang der Bildung bestimmt und sie dem Menschen vermittelt. Der Bildungsbegriff der bürgerlichen Gesellschaft ist selbständig und gerade im 18. Jahrhundert, wo er seine Berechtigung erkämpft, ausgesprochen kirchenfeindlich. Inhaltlich ist er am besten durch den schwedischen Ausdruck *vitterhet* umschrieben, der die französische Prägung *belles lettres* übersetzt und wie dieser nicht nur eine Stoffumgrenzung, sondern auch ein inneres Verhältnis zum Stoff, nämlich weder religiös noch ethisch, sondern ästhetisch bestimmt, festlegt.

Die von der Kirche gelöste bürgerliche Bildung benötigte eigene Mittel und Stätten ihrer Pflege. Und in einer Zeit, die sich „aufklärend“ nennt, muß sich das Erziehungsproblem besonders dringlich stellen. In der Tat kann man keinen rührenderen Glauben an die Wirkung vernünftiger Erziehung finden als im 18. Jahrhundert. Eine ererbte Form war die Schule. Als kirchliche und im Rahmen der Kirche gemeindliche oder patronale Aufgabe war sie dem 18. Jahrhundert zugekommen und in ihrer überlieferten Form kein geeignetes Hilfsmittel der bürgerlichen Bildung.

Eine erhöhte Aufmerksamkeit von Staat und Kirche auf die Schulfrage ist nicht zu verkennen, denn die allgemeine Bildung ist aus den Bestrebungen der Aufklärung unmittelbar abzuleiten. Aber als lebenswichtige Aufgabe ist die allgemeine Schule weder vom Staate noch von der bürgerlichen Gesellschaft erfaßt worden. So sind selbst so schöne Ansätze wie die dänisch-norwegischen Schulverordnungen von 1739—41 in der gemeindlichen und patronalen Zersplitterung fruchtlos geblieben. Die Schule war und blieb eine Domäne der Kirche.

Die Landschulen waren im 18. Jahrhundert — und namentlich in Norwegen und Nordschweden bis tief ins 19. Jahrhundert — äußerst dürftig in Mitteln, Methoden und Zielen. Die alte Scheidung zwischen Lesen (einschließlich Katechismus) als Mindestleistung, Schreiben und Rechnen als höhere Stufe, dauerte nicht nur in der dänischen Ordnung für die Reiterguts-Schulen von 1728 fort. In Norwegen stellte noch 1837 die Statistik fest, daß nur 20% der Kinder schreiben, 10% rechnen gelernt hatten. Das Lehrpersonal bestand bis ins 19. Jahrhundert vorwiegend noch aus gescheiterten Existenzen, die sich eine Zeitlang am Rande der bürgerlichen Bildung bewegt hatten: mißglückte Studenten, abgedankte Soldaten, herrschaftliche Diener, verarmte Handwerker, oder auch aus Bauernsöhnen, die sich auf diese Weise selbst bei kärglichstem Brot dem Soldatendienst entziehen wollten. Der Küster der Pfarrkirche ist noch der beste Fall. Die Schule selbst hatte sich den bäuerlichen Bedürfnissen anzupassen, die Kinder der sommerlichen Arbeit freizugeben. Und namentlich im dünnbesiedelten Norden des Gebietes, also zum großen Teil in Norwegen und auf Island, war die feste Schule durch den von Hof zu Hof ziehenden Wanderlehrer ersetzt, dessen Erfolge bei der Kürze der Zeit und den langen Unterbrechungen notwendig gering sein mußten. Noch

nach nicht formbildend sein. Unter dieser erborgten, als äußerer Halt noch notwendigen Form lebte ein ganz anderer, selbstbestimmter Bildungsgehalt. Als er sich übermächtig vermehrte und verdichtete, sprengte er die darstellerische Form des Rokoko und trat frei heraus. Es geschah in der französischen Revolution, die den formbetonten Kavalier fortsetzte und den inhaltsbetonten Bürger freimachte. Die Porträtkunst zeigt uns diesen Wandel aufs deutlichste.

Der Bildungsgehalt des 18. Jahrhunderts ist aus dem Aufklärungsbegriff abzuleiten. Er bringt die entscheidende



50434

# Unsterbliche Tonkunst

## Lebens- und Schaffensbilder großer Musiker

Unter Mitwirkung von

Walter Abendroth, Berlin; Dr. Paul Egert, Berlin; Professor Dr. Hans Engel, Königsberg; Professor Dr. R. G. Fellerer, Freiburg; Professor Dr. Rudolf Gerber, Gießen; Dr. Hermann Kille, Berlin; Professor Dr. Paul Korte, Münster; Dozent Dr. Helmuth Osthoff, Berlin; Professor Dr. Erich Schenk, Rostock; Dr. Hermann Sirp, Lage u. a.

herausgegeben von

Dr. habil. Herbert Gerigk, Berlin

Diese neue, handliche Reihe schildert allgemeinverständlich, lebendig und anschaulich, auf den neuesten Forschungsergebnissen aufgebaut, Persönlichkeit und Werk, Zeit und Umwelt der Musikhelden der Nationen und ihre Beziehungen zu unserer Zeit. Als wertvolle Bereicherung der musikbiographischen Literatur wendet sich die Buchreihe sowohl an Leser, die sich eine erste gediegene Orientierung über den betreffenden Meister verschaffen wollen, an solche, die mit wissenschaftlichen Ansprüchen an eine neue Biographie herantreten, sowie auch an alle Musikliebhaber und Hörer guter Musik.

Jeder Band etwa 128 Seiten, mit vielen Notenbeispielen und Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, gebunden RM 3.30; bei Bestellung aller Bände der Sammlung auf einmal RM 3.—

Bisher sind erschienen:

### FRANZ LISZT

von Professor Dr. Hans Engel, Königsberg  
128 Seiten mit 21 Abbildungen und 40 Notenbeispielen

\*

### FRIEDRICH CHOPIN

Von Dr. Paul Egert, Berlin  
128 Seiten mit 23 Abbildungen und 41 Notenbeispielen

\*

### ROBERT SCHUMANN

Von Professor Dr. Werner Korte, Münster  
124 Seiten mit 18 Abbildungen und 22 Notenbeispielen

\*

Weiterhin erscheinen:

Ritter von Gluck / Robert Schumann / Albert Lortzing / Gioacchino Rossini / Johann Strauß / Peter Tschaikowsky / Anton Dvorák / Edvard Grieg / Johannes Brahms  
Georges Bizet / Hugo Wolf / Hans Pfitzner / Giacomo Puccini

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam